

BIDASARI



und andere
malayische
Geschichten

Die für diesen Band von Gerhard Kahlo bearbeiteten und zusammengeführten Dichtungen, Kunstepen und Legenden aus der Inselwelt Indonesiens, sind voll tropischen Zaubers. Üppig wie die tropische Natur ist die Phantasie, die die Erzähler beflügelt hat, realistisch oft ist die Handlung, einmal voller Humor, ein andermal voll ergreifender Tragik.

Schöne und edle Frauen, Helden, Weise, Betrüger und Schelme geben sich ein Stelldichein, erheitern und ergötzen, machen besinnlich und erwecken echte Anteilnahme.

Pinselfzeichnungen von Elisabeth Kallen fangen den Reiz einer uns fernen Welt ein.

PRISMA - VERLAG

KLAUS ZENNER UND FRITZ GÜRCHOTT



GERHARD KAHLO · BIDASARI

GERHARD KAHLO

Bidasari

UND ANDERE MALAYISCHE GESCHICHTEN

*Mit Pinselzeichnungen von
Elisabeth Kallen*

PRISMA-VERLAG
LEIPZIG

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1958 II 883

INHALT

Bidasari	7
Ken Tambuhan	12
Die undankbare Frau	38
Hi Lingga	46
Affenhaut	53
Hamat und Mamat	62
Das goldene Armband	72
Gevatter Vogel	84
Indjilai	91
Der Waisenjunge	118
Wie Sangumang den König belehrte	131
Der Marder mit dem Bart	135
Der Traum	142
Si Djonaha	147

Bidasari

In alten Zeiten lebte im Lande Kembajat ein mächtiger König in Glück und Frieden. Da kam eines Tages großes Unglück über ihn und sein Reich. Der fürchterliche Riesenvogel Garuda verwüstete das Land. Mit seinen ungeheuren, stahlharten Flügeln zerstörte er alle Häuser. Er verschlang die Menschen und machte eine Öde aus dem blühenden Land. Der König und seine Frau konnten sich retten, aber sie irrten allein und verlassen, hungrig und durstig im Walde umher, und nirgends fanden sie ein Obdach. Als die Königin ein Kindlein zur Welt brachte, wußten sie nicht, wohin sie es betten und womit sie es nähren sollten. Es war ein schöner Tag; ein sanfter Wind milderte die Hitze, die Vögel sangen, als wollten sie das Kindlein begrüßen; nur das Königspaar war tief bekümmert. Sie konnten sich kaum noch auf den Beinen halten vor Schwäche. Schweren Herzens mußten sie das Kind zurücklassen. Weinend machte die Königin ein weiches Bett aus Moos und Blättern, legte das Kindlein hinein und ihren kostbaren Schmuck dazu. Dann ging sie müde und traurig mit ihrem Mann davon.

Zur selben Zeit lebte im Lande Indrapura ein Kaufmann namens Djuhara. Er war sehr reich und hatte mehr als tausend Diener. Alle seine Läden waren bis unters Dach voll

von wertvollen Schätzen aus aller Welt. Aber Djuhara hatte keine Kinder, und das war sein einziger Kummer. Nun reiste er eines Tages mit seiner Frau durch den Wald. Da hörten sie plötzlich ganz in ihrer Nähe ein Wimmern. Sie gingen dem Geräusch nach und fanden das kleine Mägdlein auf seinem weichen Moosbett liegen. Voller Freude hoben sie das Kind auf. Sie erzählten allen Leuten, daß sie das Mädchen als ihr eigenes Kind betrachten und es aufziehen wollten, und sie nannten es Bidasari.

Dreizehn Jahre gingen ins Land. Da starb der alte König von Indrapura, und Mengindra bestieg den Thron. Seine Frau war Lila, die sehr klug war und alle Gesetzbücher auswendig kannte. Deshalb durfte sie bei den Beratungen der Reichsgroßen mitreden und genoß Ansehen und Ehre im ganzen Land.

Freilich vergaß sie darüber oft ihren Mann; es kam vor, daß der König seine Frau tagelang überhaupt nicht zu sehen bekam.

Eines Tages dachte Lila: „Es sind so viele Hofjungfrauen im Palast. — Wie, wenn nun der König an einer von ihnen Gefallen fände?“

Und sie ging rasch auf die große Veranda, auf der Mengindra saß. Es war heiß, und er hatte Schatten gesucht und träumte vor sich hin. Wie freute er sich, als seine Gattin zu ihm kam. Er legte ihr seidene Kissen zurecht und lud sie ein, sich zu ihm zu setzen.

Lila sprach erst wenig, dann aber fragte sie geradezu: „Lieber Mann, wirst du auch einmal so handeln wie andere Könige?“ Mengindra verstand sie nicht. „Die meisten Könige nehmen

sich eine zweite Frau, wenn ihre erste Frau älter wird“, sagte Lila. „Werde auch ich eine Nebenbuhlerin am Hofe dulden müssen?“

Mengindra schüttelte den Kopf und sagte lächelnd: „Ich verspreche dir, ich werde niemals eine zweite Frau nehmen, es sei denn, ich fände eine, die ebenso schön und ebenso klug wäre wie du. Aber solch eine Frau gibt es nicht. Du bist die Schönste im ganzen Land und auch die Klügste.“

Damit mußte sich Lila zufriedengeben, aber ihr Herz blieb unruhig, und so faßte sie einen Plan. Sie besaß einen kostbaren Fächer, der mit herrlichen Edelsteinen besetzt war, die in allen Farben funkelten. Den gab sie ihrer Zofe und sagte: „Biete diesen Fächer in der ganzen Stadt zum Kauf an, aber halte den Preis so hoch, daß niemand ihn zahlen kann. Dabei gib acht, ob du in der Stadt eine Jungfrau siehst, die so schön ist wie ich. Wenn du eine findest, die sich mit mir messen kann, dann laß dir ihren Namen nennen. Ich will mich mit ihr anfreunden und sie halten wie meine Schwester.“ So heuchelte die Falsche; in Wirklichkeit hatte sie ganz anderes vor.

Die Zofe tat, wie ihr die Königin befohlen hatte. Sie ging von Haus zu Haus, aber niemand wollte den Fächer kaufen; der Preis war zu hoch. Die Zofe betrachtete sich die Mädchen, die den wunderbaren Fächer bestaunten, genau, aber sie dachte: ‚So schön wie die Königin ist keine.‘

Zuletzt kam sie in das Haus des Kaufmanns Djuhara. Bidasari lief ihr entgegen, und kaum hatte die Zofe das Mädchen erblickt, da sagte sie zu sich selbst: „Welch ein schönes Mädchen! Sie ist viel schöner als meine Herrin!“

Bidasari gefiel der kostbare Fächer über alle Maßen, und sie

schmeichelte: „Mütterchen, kauf mir den Fächer!“ Aber die Mutter wollte nichts davon wissen. Da wurde Bidasari zornig und schrie: „Wenn ich den Fächer nicht bekommen kann, dann will ich sterben!“ Das hörte Djuhara. Er erschrak und sagte zu seiner Frau: „Bidasari hat heute Geburtstag, da hat sie eine besondere Freude verdient!“ Und er kaufte den Fächer.

Die Zofe kehrte an den Hof zurück, und die Königin war sehr erstaunt, daß jemand den hohen Preis bezahlt hatte. Die Zofe mußte genau erzählen, wie es dazu gekommen war. „Und, Frau Königin,“ sagte sie endlich, „ich darf es Euch nicht verschweigen: Bidasari ist das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe. Der Glanz des Mondes und der Sterne verblaßt vor ihrer Schönheit.“

Als die Königin das hörte, wurde sie gelb vor Neid. Ihre Augen funkelten zornig. Bidasari war schöner als sie? Das durfte nicht sein!

Am anderen Tage lud die Königin mit falschen Schmeicheln Bidasari in den Palast.

Bidasari ahnte nichts Böses und folgte der Einladung. Lila empfing das Mädchen mit freundlichem Lächeln und sagte: „Es ist schön, daß du mich besuchst. Schon lange wollte ich dich kennenlernen und mit dir plaudern. Aber ehe wir uns niedersetzen, will ich dir den Palast zeigen.“ Und sie führte Bidasari durch alle Zimmer. Zuletzt kamen sie in ein kleines Kämmerchen, das nicht mehr benutzt wurde. Lila stieß Bidasari hinein und schob den Riegel vor.

Zu der Zofe sagte die Königin: „Bidasari hat Strafe verdient, und ich habe sie in eine dunkle Kammer gesperrt. Niemand darf den Riegel öffnen. Du bringst ihr jeden

Tag einen Löffel voll Reis, nicht mehr! Und du schweigst, sonst — —“, und sie warf der Zofe einen so bösen Blick zu, daß diese anfang zu zittern.

Nach vierzehn Tagen ging die Königin selbst zu Bidasari. Wie sah das arme Mädchen aus! Die Kleider waren schmutzig und schlotterten ihr am Leibe. Das Haar hing ihr wirr auf die Schultern. Da lachte die Königin und höhnte: „Nun, mein Schätzchen, wie fühlst du dich? Schade, daß kein Spiegel hier ist, du würdest staunen, wie schön du geworden bist!“

Weinend sagte Bidasari: „Warum quälst du mich? Ich weiß von keiner Schuld.“

„Wer spricht von Schuld?“ lachte die Königin. „Du bist schön, das ist deine Schuld.“

Die Zofe fühlte Mitleid mit Bidasari, und sie tröstete sie. Aber Bidasari schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Du meinst es gut, aber was nützt mir das? Am besten wäre, die Königin holte den Goldfisch. Dann hätte mein Leben und alle Qual ein Ende.“

Lauernd fragte die Königin: „Was für einen Goldfisch meinst du, mein Schätzchen?“

Und Bidasari erzählte: „In meinem Lande sagt man, jeder Mensch habe außer der Seele noch einen besonderen Lebensgeist. Um mich vor allen Gefahren zu schützen, ließ mein Pflegevater Djuhara einen Zauberer kommen. Dieser hat mir den Lebensgeist aus dem Herzen gezogen und ihn in einen goldenen Fisch gebannt. Den Fisch setzte er in einen Kasten, und den Kasten versenkte er in einen Teich.“

„Und was bedeutet das?“

„Der Zauberer sagte: Solange der Fisch in dem Kasten auf

dem Grunde des Teiches liegt, kann mir kein Leid geschehen.“

„In welchem Teich liegt er denn?“ fragte die Königin.

„In dem Teich in meines Vaters Blumengarten“, antwortete das Mädchen ohne Arg.

Nun wußte die Königin genug. Als es Nacht geworden war, ließ sie einen Soldaten der Schloßwache kommen und befahl ihm: „Geh in Djuharas Blumengarten. Dort ist ein Teich. Auf seinem Grund liegt ein Kasten, den sollst du holen. Wenn du ihn mir bringst, bekommst du einen Beutel voll Gold.“

Der Soldat gehorchte. Um Mitternacht kletterte er über die Gartenmauer. Er sah den Teich im Mondlicht blinken und tauchte nach dem Kästchen. Er nahm es an sich und brachte es der Königin, die wach geblieben war und ihn erwartete.

Gierig öffnete Lila das Kästchen. Wahrhaftig! Ein Fisch aus lauterem Gold lag darin. Hastig griff sie nach ihm. — Im selben Augenblick sank Bidasari in ihrem Kämmerchen leblos zu Boden.

Am nächsten Morgen ließ Lila das Mädchen zu Djuhara schaffen mit der Botschaft: „Der Schlag hat meine liebe Schwester getroffen. Ich bin sehr traurig.“

Djuhara und seine Frau weinten bitterlich. Aber als es Abend wurde, erwachte Bidasari. Der Zauber wirkte nämlich nur am Tage; während der Nacht kehrte das Leben in das Mädchen zurück.

In Djuharas Freude mischte sich Sorge. Wie sollte er Bidasari künftig vor der Königin bewahren? Und um sie sicher

zu wissen, ließ er ihr mitten im Urwald einen herrlichen Palast bauen. Eine hohe Wand aus Baumstämmen und eine dichte Hecke bargen ihn vor den Blicken der Menschen. Der Palast stand in einem großen Garten, in dem Bananen, Zuckerrohr, Obstbäume und Blumen in den schönsten Farben und Formen wuchsen. In Bidasaris Schlafzimmer waren die Wände mit bunten Teppichen behangen; die Gardinen waren mit Gold durchwebt, die Täfelung aus kostbarem Holz geschnitzt; Hängelampen und Wandleuchter erhellten das Gemach. Kannen, Krüge, Tassen, Teller und Schüsseln standen im Überfluß da. Seidene Kleider hingen für Bidasari bereit. Lianen rankten sich wie Blumenkränze von Wand zu Wand. Aus kupfernen Röhren floß das Wasser ins Bad.

Dort wohnte Bidasari. Tagsüber lag sie leblos auf dem Ruhebett, aber wenn es Abend wurde, erwachte sie.

Eines Nachts nun hatte König Mengindra einen Traum: Der Vollmond fiel vom Himmel und ihm gerade in den Schoß. Er erzählte den Traum einem alten Minister, der mehr wußte als andere Menschen. „Du wirst bald eine schöne Jungfrau als deine zweite Frau in den Palast nehmen“, deutete der Alte den Traum.

Am nächsten Tage lud der König seine Räte zu einer Jagd. Vom Morgen bis zum Abend jagten sie und standen plötzlich mitten im Walde vor einem herrlichen Palast, den sie früher nie gesehen hatten. Der König wollte hineingehen, aber die Räte hielten ihn zurück. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu“, sagten sie. „Wer weiß, welche bösen Geister hier ihr Wesen treiben!“

Der König lachte. „Fürchtet ihr euch? So bleibt draußen,

ich gehe hinein.“ Und er schritt durch das Tor. Kein Mensch war zu sehen. In den prächtigen Räumen war es totenstill. Schließlich kam der König in das Schlafzimmer. Auf dem Ruhebett sah er eine schöne Jungfrau liegen. Überrascht von der Schönheit des Mädchens blieb der König stehen.

Eben ging die Sonne unter, und Bidasari schlug die Augen auf. Als sie den König erblickte, stieß sie einen Schrei aus, sprang auf und wollte davonlaufen.

Da erzählte ihr Mengindra, wer er sei, und Bidasari faßte Vertrauen zum König. Sie sprachen lange miteinander, und endlich erzählte Bidasari ihr Schicksal.

Der König geriet außer sich vor Zorn. So böse war Lila? Er verabscheute sie. Und zur gleichen Zeit spürte er, daß es nicht nur Mitleid war, was er für Bidasari empfand.

„Erlaube mir, dich morgen wieder zu besuchen“, bat er beim Abschied.

Und Bidasari nickte.

Als der König ins Schloß kam, fragte ihn die Königin: „Hast du Glück auf der Jagd gehabt?“

Mengindra lächelte vielsagend und antwortete: „Ein Wild habe ich nicht geschossen. Aber du, Lila — ich hörte, du hast geangelt und einen Goldfisch gefangen?“

Die Königin erschrak, und des Königs Miene verfinsterte sich. „Wo ist der Fisch?“ fragte er rauh. Lila wollte leugnen. Dann aber sagte sie trotzig: „Es ist mein Fisch. Mit welchem Recht forderst du ihn von mir?“

„Mit dem Recht des Königs, der nicht dulden darf, daß in seinem Lande jemandem Unrecht geschieht — und erst recht nicht, daß selbst die Königin sich so weit vergißt, ein Unrecht zu tun.“



Da wagte Lila nicht länger zu widersprechen und gab ihrem Mann den Goldfisch. Dann schwanden ihr die Sinne, aber nicht vor Scham, denn ihre schlechten Taten bereute sie noch immer nicht, sondern vor Wut, weil sie ihr Spiel verloren hatte. Der König rief die Zofe Biduri. Diese blickte gleichgültig auf die Königin. Dann holte sie ohne Eile ein Kissen und legte es der Königin unter den Kopf.

Der König wunderte sich und fragte: „Liebst du die Königin so wenig, daß es dich nicht rührt, wenn sie ohnmächtig ist?“

Biduri blickte zur Seite. „Darf ich die Wahrheit sagen?“ fragte sie dann.

„Sprich nur!“ antwortete der König.

Biduri sagte leise: „Ich habe gesehen, wie die Königin die arme Bidasari quälte. Ich kann ihr nicht mit Freude dienen. Seit wann darf in unserem Lande eine Königin so handeln? Alle Hofjungfrauen denken so wie ich. Wir alle dienen der Ehre halber, aber sagt selbst, ist der Dienst bei der Königin Lila ehrenvoll?“

Der König schüttelte den Kopf. „Ich danke dir, Biduri“, sagte er dann und verließ das Gemach.

Am nächsten Morgen nahm Mengindra sein schnellstes Pferd, ritt zu Bidasari und legte den Goldfisch in ihre Hand. Sofort kehrte das Leben in sie zurück, und sie war noch schöner als zuvor.

„Noch heute will ich deine Eltern fragen, ob sie mir dich zur Frau geben“, sagte Mengindra. Und Bidasari nickte und meinte: „Sie werden ja sagen — wie ich!“

Der König warf sich auf sein Pferd und ritt nach Djuharas Haus. Freudig willigten der Kaufmann und seine Frau in die

Heirat, und die Hochzeit wurde vorbereitet. Noch am gleichen Tage verkündeten die Ausrufer des Königs in der ganzen Stadt: „Morgen abend heiratet der König Djuharas Tochter Bidasari. Damit jedermann die neue Königin sieht, führt sie der König nachmittags um vier Uhr durch die Stadt.“

So geschah es. Das Volk staunte über Bidasaris Schönheit, und viele sagten: „Ja, sie sieht wirklich aus wie eine Prinzessin.“ Und andere riefen: „Der Kaufmann Djuhara ist ein Glückspilz!“ Und wieder andere wollten gehört haben, Bidasari sei nicht wirklich Djuharas Tochter, und er habe sie nur angenommen. „Aber eine richtige Prinzessin ist Bidasari nicht“, sagten sie. „Die Königin Lila hat sogar behauptet, sie sei die Tochter irgendeines Landstreichers, und Djuhara hätte sie nur deshalb angenommen, weil er selbst keine Kinder bekam.“

So hatte Lila Bidasari verleumdet, aber ihre Beschimpfung wirkte ganz anders, als sie beabsichtigt hatte. Einstimmig verurteilte das Volk Lilas böse Reden und sagte:

„Ganz gleich, woher Frau Bidasari stammt; sie ist die richtige Königin.“

Beim Hochzeitsmahl gab es einen lustigen Zwischenfall. Ein Papagei kam herbeigeflogen und plapperte. „Heute abend findet ein seltsames Naturereignis statt. Da küßt die Sonne den Mond.“ Alle lachten. Aber Bidasari verzog das Gesicht und rief: „Ei, du vorlauter Vogel!“ Und sie nahm eine Nuß vom Teller und warf sie dem Papagei an den Kopf.

Im Lande Kembajat war inzwischen wieder Ruhe eingekehrt. Die überlebenden Bewohner waren zurückgekommen

und hatten ihre Häuser wieder aufgebaut. Auch der König und seine Gemahlin waren wieder da. Sie hatten einen Sohn und lebten in großer Freude. Nur wenn sie an ihre verlorene Tochter dachten, wurden sie traurig.

Als der Sohn herangewachsen war, fiel ihm auf, daß seine Eltern oft betrübt waren, und er fragte sie nach dem Grund. Da erzählte ihm der Vater von seiner Schwester.

„Laßt mich fort von hier!“ rief der Prinz. „Ich will in alle Welt ziehen und meine Schwester suchen.“ Aber die Mutter weinte und sagte: „Sollen wir dich auch noch verlieren?“ Auch der Vater wollte ihn nicht ziehen lassen: „Ich habe dich aufgezogen wie ein Vögelchen“, sagte er. „Du bist auf meinen Knien geritten, und wenn die Nacht kam, saßen deine Mutter und ich an deinem Bettchen, streichelten dich und wehrten dir die Fliegen ab. Bringst du es übers Herz, mein Sohn, deine alten Eltern allein zu lassen?“

Der Prinz senkte den Blick, aber er sagte: „Ehre und Frieden für euch, liebe Eltern! Verzeiht mir, aber ich denke, wenn ich meine Schwester finde, ist das die größte Freude, die ich euch machen kann.“

Da willigten die Eltern ein, und der Prinz nahm Abschied. Lange zog er von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, aber er fand keine Spur von seiner Schwester. Eines Tages kam er in eine Stadt, in der großer Markt war. Aus allen Gegenden des Landes waren Kaufleute gekommen. Der Prinz fragte viele nach seiner Schwester, aber niemand kannte sie. Einer der Fremden, namens Sinapati, war von Djuhara nach der Stadt geschickt worden. Als er mit dem Prinzen sprach, dachte er: ‚Der Prinz sieht unserer jungen Königin so ähnlich, er ist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten.‘ Und er

sagte: „Mit Verlaub, Prinz, hast du eine Schwester? Von einer Prinzessin von Kembajat habe ich zwar noch nie etwas gehört, aber unsere junge Königin sieht aus wie du.“

Nun gab ein Wort das andere, und der Prinz beschloß, mit Sinapati nach Indrapura zu gehen. Dort angekommen, ging er sofort zum Palast und ließ sich dem König melden. Lila war gerade bei Mengindra. Kaum hatte sie gehört, weshalb der Prinz nach Indrapura gekommen war, da tuschelte sie dem König zu: „Wer weiß, ob das wahr ist. Sicher ist er ein Schwindler.“ In diesem Augenblick trat Bidasari ein, und als Mengindra sah, wie ähnlich der Prinz ihr war, gab es für ihn keinen Zweifel mehr. Bruder und Schwester hatten sich gefunden.

Der König gab ein großes Freudenfest. Er lud das Königspaar aus Kembajat und Bidasaris Pflegeeltern dazu ein. Nur Lila durfte nicht teilnehmen.

Als die Feiernden im Speisesaal beim Mahl saßen und Biduri und die anderen Hofjungfrauen den Gästen die Speisen reichten, schlich sich Lila in den Saal. Niemand beachtete sie. Biduri setzte ihr keine einzige Platte vor; auch die anderen Hofjungfrauen kümmerten sich nicht um sie.

Da merkte Lila, daß sie verspielt hatte. Wäre ein fremder Bettler gekommen, er wäre bewirtet worden; sie aber war so tief gesunken, daß sie des Gastrechts nicht mehr würdig war.

Da schämte sie sich. Weinend warf sie sich Bidasari zu Füßen und bat demütig um Verzeihung. Des Königs Miene wurde finster. Und Frau Djuhara rief: „Verdient ein Mensch Verzeihung, der böse ist von Gemüt?“

Bidasari aber lächelte und sagte: „Wir wollen Liebe walten

lassen. Ich will alles Vergangene vergessen und Lila als meine Schwester betrachten!“

Und durch Bidasaris Edelmut wurde Lilas übler Sinn gereinigt, und sie tat fortan nichts Böses mehr.

Ken Tambuhan

Im Lande Kuripan herrschte vor vielen Jahren ein mächtiger König. Er hatte einen einzigen Sohn, den Prinzen Raden, der siebzehn Jahre zählte. Der Prinz war schön und klug, und seine Eltern liebten ihn über alle Maßen. Der König ließ einen eigenen Palast für ihn bauen, in dem er mit seinen Freunden und Dienern wohnen durfte. Alle lebten herrlich und in Freuden, und kein Wölkchen trübte den Himmel ihres Glücks.

Zur gleichen Zeit wuchs in einem fernen Lande die Prinzessin Ken Tambuhan auf. Sie war so schön, so bescheiden und gut, daß alle Menschen sie gern hatten. An ihrem fünfzehnten Geburtstag spielte sie mit zwei Freundinnen im Garten Ball. Plötzlich wurde es stockfinster. Die Sonne verdunkelte sich. Eine pechschwarze Wolke senkte sich auf den Garten. Heftiger Sturm brauste über das Land und riß viele Häuser um. Das Unwetter dauerte nur wenige Minuten, aber als es wieder hell wurde und die Luft ruhig war, da fand man von Ken Tambuhan und ihren Freundinnen keine Spur mehr. Traurig sagten die Leute: „Böse Geister aus einem fremden Lande haben die armen Mädchen in den Wolken davongetragen. Wo mögen sie jetzt sein?“

Die Mädchen wußten nicht, wie ihnen geschah, als der Sturm sie durch die Luft trug. Plötzlich fanden sie sich in einem dichten Walde wieder, der zum Lande Kuripan gehörte. Der König von Kuripan war gerade auf der Jagd. Da hörte er lautes Klagen mitten im Walde. Er ritt den Stimmen nach und fand Ken Tambuhan. Sie saß im Gras und weinte still vor sich hin. Ihre beiden Freundinnen beklagten laut den Verlust ihrer Heimat, ihrer Eltern und Geschwister. Als der König von ihnen ihr Schicksal vernommen hatte, faßte ihn tiefes Mitleid. Freundlich sagte er zu Ken Tambuhan: „Weine nicht! Ich will dein Vater sein. Du wirst als Prinzessin leben, und deine Freundinnen sollen deine Hofdamen sein. Auch Dienerinnen werde ich euch geben!“

Nicht weit von der Hauptstadt, in einem herrlichen Park, ließ der König ein Schloß bauen und schenkte es Ken Tambuhan und ihren beiden Freundinnen. Vom Parktor aus führte ein Baumgang von Drachenlilienbäumen bis zur Tür des Schlosses, Papageien und Sittiche saßen auf den Ästen der Bäume. Um die Blumen im Park summten Hummeln und sogen süßen Honigseim aus ihren bunten Blüten. Die Mädchen weinten vor Freude.

„Wir wollen dem König danken!“ sagte Ken Tambuhan. „Ich will schöne Stoffe für ihn weben.“ Und sie ließ sich einen Webstuhl aufstellen und arbeitete fleißig daran. Die Freundinnen schmückten die Stoffe mit bunten Blumenmustern. Sie gossen flüssiges Wachs auf den Stoff und ließen die Muster frei. Dann tauchten sie den Stoff in Farbe, ließen ihn trocknen und kochten das Wachs heraus. Das taten sie so oft, daß schließlich der ganze Stoff in herrlichen Farben leuchtete.



In dieser Zeit träumte Raden, dem Prinzen von Kuripan, etwas Seltsames: Der Vollmond fiel vom Himmel und ihm gerade in den Schoß. Erschrocken wachte er auf. Kaum dämmerte der Morgen, da besuchte er den ältesten Hofgelehrten seines Vaters und bat ihn, den Traum zu deuten. Lächelnd sagte der Greis: „Du hast Glück, Raden, du wirst bald eine Frau heiraten, die so schön ist wie der Mond.“ Da freute sich der Prinz, aber schnell wurde er wieder ernst und sagte: „Aber das Ende des Traumes hat mich erschreckt. Der Mond verlor nämlich plötzlich seinen Schein.“ — „Das vermag ich nicht zu deuten“, erwiderte zögernd der Greis, und nachdenklich ging der Prinz davon. Der Alte sah ihm traurig nach und murmelte: „Armer Raden! Feindliche Mächte werden dein Glück zerstören! Hätte ich dich warnen sollen?“ Aber er beruhigte sich: „Wenn ein Unglück kommt, dann kommt es immer zu früh. Mögen die Geister der Ahnen den guten Jüngling beschützen!“

Eines Tages ging der Prinz mit seinem Gefolge auf die Jagd. Beim Abschied sagte ihm sein Vater: „Mein lieber Sohn, du kannst jagen, wo du willst, nur nicht in dem Park gleich vor dem Tore der Stadt.“ Raden war ein gehorsamer Sohn, aber als er an die Mauer des Parks kam, dachte er: „Warum hat mir der Vater verboten, hier zu jagen? Das ist seltsam!“ Er grübelte hin und her, aber er konnte es sich nicht erklären. Endlich beschloß er, wenigstens einen Blick in den Park zu wagen. Er stieg vom Pferd und rief seinen Freunden zu: „Wartet ein halbes Stündchen! Ich komme bald wieder.“ Das Gefolge lagerte sich an der Parkmauer, und Raden ging allein in den Park. Er konnte sich kaum satt sehen an der Blütenpracht der Bäume und Blumen

und an den bunten Papageien und Sittichen, die überall umherflogen. Plötzlich bemerkte er ein Vögelchen, das über seinem Kopf kreiste, in einer bestimmten Richtung fortflog, alsbald zurückkehrte und dieses Spiel mehrmals wiederholte. Da meinte er, das müsse wohl etwas zu bedeuten haben, und er folgte dem Vogel. Das Tierchen flog mit langsamem Flügelschlag den Baumgang entlang, und der Prinz ging ihm nach, bis er vor dem Tor eines Schlosses stand. Da war der Vogel plötzlich verschwunden. Der Prinz dachte: „Bin ich nun einmal so weit gelangt — warum soll ich nicht eintreten?“

Ganz wohl war ihm freilich nicht zumute. Er schritt einen Flur entlang und blieb klopfenden Herzens vor einer Tür stehen. Durch das Schlüsselloch sah er ein Mädchen am Webstuhl sitzen. Sofort fiel ihm sein Traum ein. Die Schönheit des Mädchens entzückte ihn, und er rief aus: „Diese muß meine Frau werden!“

Der Türhüter hatte sich der Hitze wegen in eine kühle Ecke des Flurs gesetzt und war eingeschlafen. Jetzt weckten ihn Radens Worte. Er sprang auf und ging auf den Prinzen zu, der gerade die Tür öffnen wollte. „Verzeiht mir“, sagte er, „der König hat befohlen, ich darf niemand einlassen!“ — „Warum?“ fragte der Prinz. „Auch mich nicht? Oder kennst du mich nicht?“

Der Türhüter verneigte sich ehrfürchtig. „Wer sollte unsern Prinzen nicht kennen?“ entgegnete er. „Aber wenn der König befohlen hat, es darf niemand eintreten, so bist auch du ein Niemand.“

Da wurde Raden ungeduldig und fragte barsch: „Muß ich mir mit dem Schwerte Platz machen? Fort!“

Erschrocken wich der Diener zurück. Raden trat in das Gemach. Der Anblick des schönen Mädchens verwirrte ihn so, daß lange Zeit verging, ehe er sich faßte. Schließlich schritt er zu dem Webstuhl hin. Er ergriff Ken Tambuhans Hand und sagte, wer er sei. „Was schaffst du da?“ fragte er. Ken Tambuhan entzog ihm ihre Hand und erwiderte leise: „Ich webe ein Gewand für dich.“

„Für mich?“ fragte Raden erstaunt.

„Ja. Zuerst webte ich für deinen Herrn Vater, weil er für mich fremdes, verwaistes Kind sorgt. Nun aber hörte ich, deine Mutter wollte dich mit der Prinzessin von Bandjarkulon vermählen, und da dachte ich, ich könnte für dich Hochzeitsgewänder weben.“

Der Prinz lachte. „Wer hat dir das erzählt? Ich kenne die Prinzessin von Bandjarkulon nicht. Aber selbst wenn sie noch so schön wäre — ich nehme keine andre zur Frau als dich.“

Ken Tambuhan erschrak. Der Prinz gefiel ihr, aber sie dachte an die Königin und fürchtete deren Zorn. Während sie noch überlegte, was sie dem Prinzen antworten sollte, legte er den Arm um sie und wollte ihr den Verlobungskuß geben. Schnell ließ Ken Tambuhan das Weberschiffchen fallen und rief: „Oh, mein Schiffchen!“

Nun war es selbstverständlich, daß ein Mann sich bückte und aufhob, was den Händen einer Frau entglitten war. Raden nahm sofort das Weberschiffchen auf. Aber den Augenblick nutzte Ken Tambuhan und lief ins Nebenzimmer. Der Prinz lief ihr nach und warb um ihre Liebe. Da sagte Ken Tambuhan: „Kein Adler kommt von seinem Felsen herab und pickt Reis auf den Feldern. Wie sollte ich, die

fremde Waise, der schönen, stolzen Königin jemals willkommen sein?“

Aber der Prinz wollte nichts hören und gelobte ihr ewige Liebe und Treue. Er sagte: „Im Leben und im Tod will ich dein Schutz sein; nicht Feuer noch Wasser sollen uns trennen. Ich gehe mit dir bis ans Ende der Welt. Und wenn meine Frau Mutter gegen dich ist, dann verzichte ich auf den Thron. Und wenn mein Herr Vater nicht einwilligt, dann ziehe ich mit dir fort — ganz gleich, wohin. Du darfst nicht traurig sein!“

Raden warf sich auf sein Pferd und ritt zu seinem Vater.



Er fand den König in der großen Halle des Schlosses. Eben war der letzte Bittsteller fortgegangen, und Raden konnte seinen Vater allein sprechen. Besorgt fragte der König: „Lieber Sohn, ich habe dich ein paar Tage lang nicht gesehen. Warst du krank? Oder miedest du den Hof? Du weißt, es gibt keine größere Freude für mich, als dich bei mir zu haben.

Raden senkte das Haupt und stammelte: „Verzeiht mir, Vater, mir war nicht recht wohl. Aber . . .“ Er konnte sein Geheimnis nicht länger verbergen und vertraute es dem Vater an. Lächelnd hörte der König zu; dann sagte er: „Ich freue mich über deine Wahl; Ken Tambuhan ist ein gutes Mädchen. Aber du mußt dein Vorhaben geheimhalten. Deine Mutter hat andere Pläne, doch will ich mit ihr reden. Viel Glück, mein Sohn!“ Raden dankte dem Vater und bereitete alles zur Hochzeit vor.

Der König ging zu seiner Frau und erzählte ihr, er habe Raden den Segen zur Ehe mit Ken Tambuhan gegeben. Da wurde die Königin zornig: „Wie konntest du das tun? Weißt du nicht, daß ich unsern einzigen Sohn mit der einzigen Tochter des Königs von Bandjarkulon vermählen will? Wenn Raden die beiden Reiche vereinigt, wird er der mächtigste König von allen Inseln.“

Lächelnd erwiderte der König: „Du bist eine kluge Frau, und du hast recht. Aber sieh, wenn die beiden zusammen leben wollen, dann ist das wichtigste, sie haben sich lieb. Dann werden sie glücklich.“ — „Lieb?“, höhnte die Königin. „Wie kann Raden ein hergelaufenes Mädchen wirklich lieben? Vielleicht ist sie eine Kriegssklavin; vielleicht ist sie eines Bettlers Tochter. Es ist vermessen, daß sie wagt,

ihr Auge zu dem Erbprinzen emporzuheben und ihn zu umgarnen. Ich schwöre, sie hat Raden behext.“

Da zürnte der König. „Hör auf, das Mädchen zu schmähen! Ken Tambuhan ist gut und brav. Und Raden würde sich ein Leid antun, wenn du ihm ein anderes Mädchen bestimmtest. Dann käme die Reue zu spät.“

Trotzig erwiderte die Königin: „Herrschaft und Macht sind wichtiger.“

„Aber nicht, wenn sie ein Menschenglück zerstören“, entschied der König.

Die Königin erhob sich zornig und ging. An der Tür wandte sie sich um: „Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen“, rief sie. „Ich willige niemals ein!“

Der König beriet sich mit seinem alten, weisen Ratsherrn. Erschrocken dachte der Greis: „Das also ist der Schatten, der den Mond verdunkelte. Nun weiß ich, was der Traum bedeuten sollte.“

Tagelang schloß sich die Königin in ihr Gemach ein und sann auf Unheil. Inzwischen vermählte sich Raden mit Ken Tambuhan. Böse Zungen hinterbrachten es der Königin. Sie geriet außer sich vor Zorn. Während das junge Paar eine Zeit arglos in Glück und Frieden lebte, schmiedete sie einen teuflischen Plan.

Bald nach der Hochzeit mußte der König in seinem Lande einmal nach dem Rechten sehen und einige Tage in der Ferne sein. Die Gelegenheit nutzte die Königin und machte sich auf den Weg. Ihr Gesicht glühte vor Haß. Sie ballte die Hände zu Fäusten und biß sich vor Zorn die Lippen blutig. Die Menschen, die ihr begegneten, flüsterten miteinander:

„Was für ein Weib ist das? Ist das überhaupt noch ein Mensch? Und das will unsere Königin sein? Pfui, welche Schande!“

Die Königin befahl dem Henker: „Morgen früh führst du Ken Tambuhan in den Wald und stößt ihr den Dolch ins Herz!“

Der Henker erschrak, aber er wagte nicht zu widersprechen.

Die Königin kehrte in den Palast zurück und ließ ihren Sohn kommen. Als Raden eintrat, tat sie freundlich und sagte: „Lieber Sohn, schon lange haben wir keinen Rehbraten mehr gegessen. Ich habe großes Verlangen, Reh zu speisen. Willst du mir eins jagen?“

„Gern, Frau Mutter“, antwortete Raden. „Es ist mir eine angenehme Pflicht, jeden Wunsch der Frau Mutter zu erfüllen.“

„Du bist ein braver Sohn“, heuchelte die Königin. „Geh gleich morgen früh auf die Jagd!“

Raden kam zu seiner jungen Frau und sprach: „Geliebte, morgen müssen wir uns für einen ganzen Tag trennen. Ich muß früh in den Wald und werde kaum vor Mitternacht wiederkommen.“

Eine seltsame Beklemmung überkam Ken Tambuhan. Aber sie sagte nur: „Wenn es sein muß, Raden, ich wünsche dir Glück zur Jagd!“

Am nächsten Morgen nahm der Prinz Abschied von Ken Tambuhan. Ihr kamen Tränen, als Raden mit seinen Freunden davonritt. Die jungen Leute jubelten und waren froher Stimmung. Nur Raden beteiligte sich nicht an ihren fröhlichen Gesprächen. Als er im Schein der Morgensonne die



Tautropfen auf den Blättern und Gräsern glitzern sah, dachte er wehmütig: „Sie sehen aus wie die Tränen meiner Frau.“

Als die Königin glaubte, ihr Sohn sei weit genug weg, begab sie sich nach Ken Tambuhans Schloß. Sie überschüttete die junge Frau mit Schmähungen und Verwünschungen. Schließlich sagte sie: „Ich wollte deinen Mann besuchen, und nun ist er nicht da. Hast du dich so schlecht betragen, daß er vor Verdruß fortgegangen ist? Geh sofort und suche ihn! Ich will ihn sprechen.“

Ken Tambuhan gehorchte schweigend und machte sich mit ihren beiden Freundinnen auf den Weg. Ihr liebliches Antlitz war bleich und fahl wie der Mond, der verblaßt, wenn am Morgen die Sonne aufgeht. Alle im Schloß, die ihr nachschauten, weinten. Bald ließen die drei den Park hinter sich und traten in den Wald ein. Da gesellte sich plötzlich ein Mann zu ihnen. Es war der Henker. „Die Königin hat mich beauftragt, dich zu führen“, erklärte er der Prinzessin, die nicht wußte, wer er war.

In den heißen Ländern ging zu jenen Zeiten jedermann barfuß. Der Wald war voller spitzer Steine. Ken Tambuhan strauchelte und ritzte sich den Fuß auf. Blut floß aus der Wunde. Erschöpft setzte sie sich am Wege nieder und sprach: „Ach, Raden, lieber Raden, wärest du hier ...“ Traurig sagten die Freundinnen: „Arme Herrin! Er ist nicht hier, wir würden sonst längst die Spuren der Pferde sehen.“ — „Wir müssen weiter“, drängte der Henker. „Du mußt versuchen zu gehen.“

Ken Tambuhan erhob sich. Mühsam schleppte sie den ver-

letzten Fuß nach. Die Freundinnen stützten sie. Schließlich kamen sie an einen großen, breiten Strom. Hier blieb der Henker stehen und sagte: „Bis hierher, Prinzessin, sollte ich dich führen.“ Er versuchte, seiner Stimme einen weichen Klang zu geben, als er fortfuhr: „Die Königin hat mir befohlen, dich zu töten. Ich muß gehorchen. Aber dein Gatte darf nichts davon erfahren.“

Da schwanden Ken Tambuhan die Sinne. Die Freundinnen brachen in laute Klagen aus und weinten. Ihre Tränen fielen nieder auf Ken. Davon wachte sie auf. Langsam kam sie wieder zu sich und sagte zu ihren Freundinnen: „Weint nicht! Der Himmel hat mein Schicksal bestimmt. Wir müssen Abschied nehmen. War ich einmal töricht und habe euch wehgetan, tragt es mir nicht nach, und gedenkt meiner im Guten!“ Dann nahm sie ein Palmblatt und ritzte mit dem Fingernagel die Worte ein: „Lieber Gemahl! Ich muß scheiden von dir, aber noch im Tode bleibe ich dir treu. Widerstrebe deiner Mutter nicht. Wünscht sie dir eine andere Frau zu geben, so tu ihr den Willen. Ich sterbe für dich und habe nur den Schmerz, daß ich dich nicht wiedersehen werde. Lebe wohl!“

Dann zog sie ihren kostbaren Ring vom Finger, reichte ihn dem Henker und sagte: „Ich bitte dich um einen Freundschaftsdienst, und der Ring soll dein Lohn sein. Baue ein Floß und lege mich darauf, wenn ich tot bin. Decke mich mit Blumen zu, und laß das Floß hinabtreiben ins Meer.“

Der Henker sagte leise: „Es soll geschehen, Prinzessin.“ Dann trat er zu ihr und stieß ihr schnell den Dolch ins Herz.

Ken Tambuhan spürte den Stoß; dann sank sie sofort zusammen. Langsam, leise glitt sie in den Armen ihrer Zofen



zur Erde. Die Mädchen schrien auf und weinten laut. Sie warfen sich über ihre Herrin und flehten den Henker an, auch sie zu töten. Und der Henker hatte Mitleid mit ihnen und erlöste sie alle von ihrem Schmerz.

An diesem Tage geschahen überall im Lande Zeichen und Wunder. Die Sonne verdunkelte sich. Die Wolken entflammten in düsterem Rot. Schwefelgelbes Licht breitete sich am Himmel aus. Und dann setzte ein Unwetter ein, wie es auch die ältesten Leute niemals erlebt hatten. Es goß in Strömen, überall zuckten Blitze, und ununterbrochen rollte der Donner. Die Erde bebte, und Bangigkeit erfüllte die Herzen der Menschen. Sollte die Welt untergehen?

Als der Henker nach Hause kam, zeigte er seiner Frau den Ring und erzählte ihr, was er getan. Die Frau überhäufte ihn mit Vorwürfen. Sie schalt ihn unüberlegt und meinte: „Mir ist nicht wohl, wenn ich daran denke. Der Kronprinz wird erfahren, daß du der Mörder bist. Was willst du dann tun?“

Erschrocken stammelte der Mann: „Ja, aber wenn der König nicht da ist, muß ich doch der Königin gehorchen. Und sie hat befohlen —“

„Wie kann sie das befehlen? Was hat die junge Frau denn Böses getan? Und selbst wenn sie schuldig ist — wann war das Gericht? Wo ist das Urteil? Was sagt das Gesetz?“

Da senkte der Henker den Blick; er wußte nicht mehr, hatte er recht gehandelt?

Prinz Raden hatte den ganzen Vormittag gejagt, aber das Jagdglück war ihm nicht hold gewesen. Ein einziges Mal erblickten die Jäger auf einer Waldlichtung ein Reh. Sie

schossen alle ihre Pfeile ab, aber keiner traf, und das Reh flüchtete ins Dickicht.

Die Sonne stach ohne Erbarmen. Alle waren ermattet und müde. Da kamen sie an einen Fluß. Der Prinz zügelte sein Pferd und rief: „Hierher! Kommt alle! Jetzt können wir baden und uns im kühlen Wasser erquicken!“

Sie sprangen ins Wasser, badeten und schwammen und trieben allerlei fröhliche Kurzweil. Laut klang ihr Lachen über den Fluß.

Da erblickten sie plötzlich ein Floß voller Blumen, das auf den Wellen hinuntertrieb. Rot, gelb, weiß und blau leuchteten die Blumen. „Hei, Freunde“, rief Raden, „schwimmt dorthin! Das wunderbare Blumenfloß müssen wir haben. Holt es ans Ufer! Wem es gelingt, der bekommt einen Preis!“

Unter Lachen und Scherzen schwammen alle nach dem Floß. Doch jedesmal, wenn einer danach griff, entglitt es ihm und schwamm nach der Seite.

Raden wurde ärgerlich. „Was seid ihr für Helden!“ rief er. „Ich muß selbst hinüberschwimmen.“

Er sprang in die Flut, da trieb ihm das Floß von selbst entgegen. Mühelos zog er's ans Ufer.

„Das Floß hat sich seinen Meister gewählt“, sagten die anderen. „Der Prinz hat Glück!“ Staunend näherten sie sich langsam dem Floß, und jeder nahm sich eine Blume und steckte sich eine bunte Blüte hinters Ohr.

Eben griff wieder jemand nach einem Stengel, da fuhr er erschrocken zurück. „Eine Frau! Das ist doch —“. Aller Augen richteten sich voller Entsetzen auf Raden. Er trat herzu und sah — Ken. Die Sinne schwanden ihm, und er sank auf das Floß nieder.

Die Begleiter des Prinzen brachten die tote Prinzessin und den bewußtlosen Prinzen zum König in die Stadt. Lange stand der Herrscher stumm. Er war so erschüttert, daß er nicht einmal in Klagen ausbrechen konnte.

Am Abend ließ er die Prinzessin in der Vorhalle des Palastes aufbahren. Sein alter Ratsherr und Minister hielt die Totenwache.

Es war spät in der Nacht. Traurig saß der Greis neben dem Sarge und grübelte über das Schicksal der jungen Leute nach.

Da hörte er ein Geräusch. Raden war aus seiner Ohnmacht erwacht. Er hatte die Bahre gesucht. Nun hatte er sie gefunden. Wortlos setzte er sich neben den Sarg und starrte lange auf die Tote. Plötzlich stieß er sich den Dolch ins Herz. Es geschah so unerwartet und schnell, daß der Greis ihn nicht hindern konnte.

Als das Paar beerdigt wurde, folgte die ganze Stadt dem Leichenzuge. Laut weinten die Frauen, und auch viele Männer hatten Tränen in den Augen.

Nach dem Begräbnis wurde die Königin von Reue gepackt. Sie bat um Gnade, aber der König ließ sich nicht erweichen. Er übergab die Grausame den Richtern.

Nach der Sitte des Landes verhängte das Gericht eine lebenslängliche Strafe über die Königin. Nie wieder durfte sie den Palast betreten, nie wieder durfte sie ihren Fuß in die Straßen der Stadt setzen. In einer elenden Hütte beim Hundezwinger mußte sie hausen und täglich die Jagdhunde des Königs mit Futter versorgen.

Den König aber hat man niemals wieder lachen sehen.

Die undankbare Frau

Einst lebte in der Stadt Kasam der Kaufmann Banjakharta. Er hatte eine wunderschöne Tochter, die er Nursini nannte. Als sie herangewachsen war, gab er sie einem wackeren Jüngling namens Amat zur Frau, und die beiden lebten glücklich und zufrieden miteinander. Da wollte es Allah, daß die junge Frau ganz plötzlich starb. Amat konnte das Unglück kaum fassen und saß Tag und Nacht bei der Toten.

Nach einigen Tagen drangen die Nachbarn in ihn, er solle die Leiche begraben lassen. Aber Amat weinte unaufhörlich und sagte nur: „Ich kann mich von meiner Frau nicht trennen. Begrabt uns zusammen! Oder ladet uns beide in ein Boot und laßt es treiben. Dann finden wir im Meere unser Grab.“

Da erfüllten ihm die Nachbarn seine Bitte. Ein Boot wurde flott gemacht. Die Verwandten der Frau betteten den Leichnam hinein, Amat stieg dazu, und ein paar kräftige Männer schoben das Boot ins Wasser. Der Jüngling warf die Ruder weg, und das Boot trieb hinaus ins Meer.

Als es dunkelte, hörte Amat plötzlich eine Stimme rufen: „Jüngling, wenn deine Liebe so groß ist, dann teile doch

deine Lebenszeit mit deiner Frau; dann wird sie wieder aufleben.“

„O Allah, der du dich aller lebenden Wesen erbarmst!“ rief Amat. „Wie gern teile ich meine Lebenszeit mit Nursini!“

Und wieder sprach die Stimme: „Dir bleiben für dein Leben noch vierzig Jahre. Gibst du deiner Frau zwanzig davon, dann hast du noch zwanzig Jahre zu leben.“

„Schenke ihr die zwanzig Jahre!“ antwortete Amat. „Ohne meine Frau ist das Leben für mich kein Leben mehr.“

Da erwachte Nursini. Die beiden umarmten und küßten sich und weinten vor Freude.

Das Boot trieb an eine kleine, unbewohnte Insel. Hier lebten nun Amat und Nursini miteinander. Aber da die Insel so klein und unbebaut war, hatten sie kaum das Notwendigste zum Leben. Auf die Jagd zu gehen, lohnte sich nicht, denn es gab wenig Tiere. Auch Pflanzen wuchsen nur spärlich, außer ein paar Wildfruchtbäumen, deren Früchte ungenießbar waren. So suchte Amat oft vergeblich nach Nahrung, und seine Kräfte waren so erschöpft, daß er eines Tages bei hellem Sonnenschein in tiefen Schlaf fiel. Nursini bettete den Kopf ihres Mannes in ihren Schoß, damit er weich lag.

Plötzlich entdeckte sie ein Schiff am Horizont. Es kam näher und näher und legte schließlich an der Insel an. Auf der Insel floß ein klarer Bach, und deshalb kamen oft Schiffe hierher, um Wasser zu nehmen. Der Kapitän Pawang ging mit seiner Besatzung an Land. Während die Matrosen Wasser schöpften, kam Pawang zu dem Baum, unter dem Nursini

mit ihrem schlafenden Mann saß. Der Kapitän war verwundert, auf dieser einsamen und unwirtlichen Insel Menschen zu finden. Nursini erzählte ihm, sie sei mit ihrem Mann in einem Boot hierhergetrieben worden.

„Du bist schön“, sagte Pawang, „aber sehr klug bist du wohl nicht. Wie hättest du sonst diesen Jüngling geheiratet? Er ist häßlich und bitter arm dazu, denn wenn er aus einer reichen Sippe stammte, wohnte er nicht mit dir auf dieser wüsten Insel. Du bist viel zu schön, um länger bei ihm zu bleiben. Schau mich an! Bin ich nicht ein stattlicher Mann? Meine Sippe ist groß, mein Stammbaum geht Jahrhunderte zurück. Ich bin ein angesehenener Kapitän und fahre auf dem Meer von China bis Ägypten und von Indien bis zur Südsee. Und was meinst du, welche unermesslichen Schätze ich auf meinen Fahrten erworben habe! Komm mit mir auf mein Schiff, und sieh dir meine Ladung an: Gold, Silber, Diamanten, Edelsteine. Das sollst du alles haben. Und ich habe auch ein Frauengemach auf dem Schiff. Die Wände sind mit Samt ausgeschlagen. Ein großer Spiegel hängt darin, und die Öllampe ist aus reinem Gold. Auf dem Lager liegen Matten und darüber seidene Tücher. Komm mit mir! Du sollst meine Frau werden!“

Nursini wurde verwirrt. Sie erwog die Worte des Kapitäns in ihrem Herzen. Er war wirklich ein stattlicher Mann. Und der Reichtum — warum sollte sie sich länger hier auf der Insel langweilen? „Du willst mich wirklich heiraten?“ fragte sie vorsichtig.

„Nichts wünsche ich mir mehr“, beteuerte Pawang.

Da zögerte Nursini nicht länger. Behutsam hob sie den Kopf ihres schlafenden Mannes hoch und legte ihn auf die

Erde. Dann folgte sie dem Kapitän auf das Schiff, und sie segelten ab.

Als Amat erwachte, merkte er, daß Nursini ihn allein gelassen hatte. Er sah sich nach ihr um — da sah er im Sande die menschlichen Fußspuren, die nach dem Meer liefen. Ganz hinten am Horizont erblickte er die Segel eines Schiffes, und er dachte sofort: ‚Dieses Schiff hat meine Frau entführt.‘

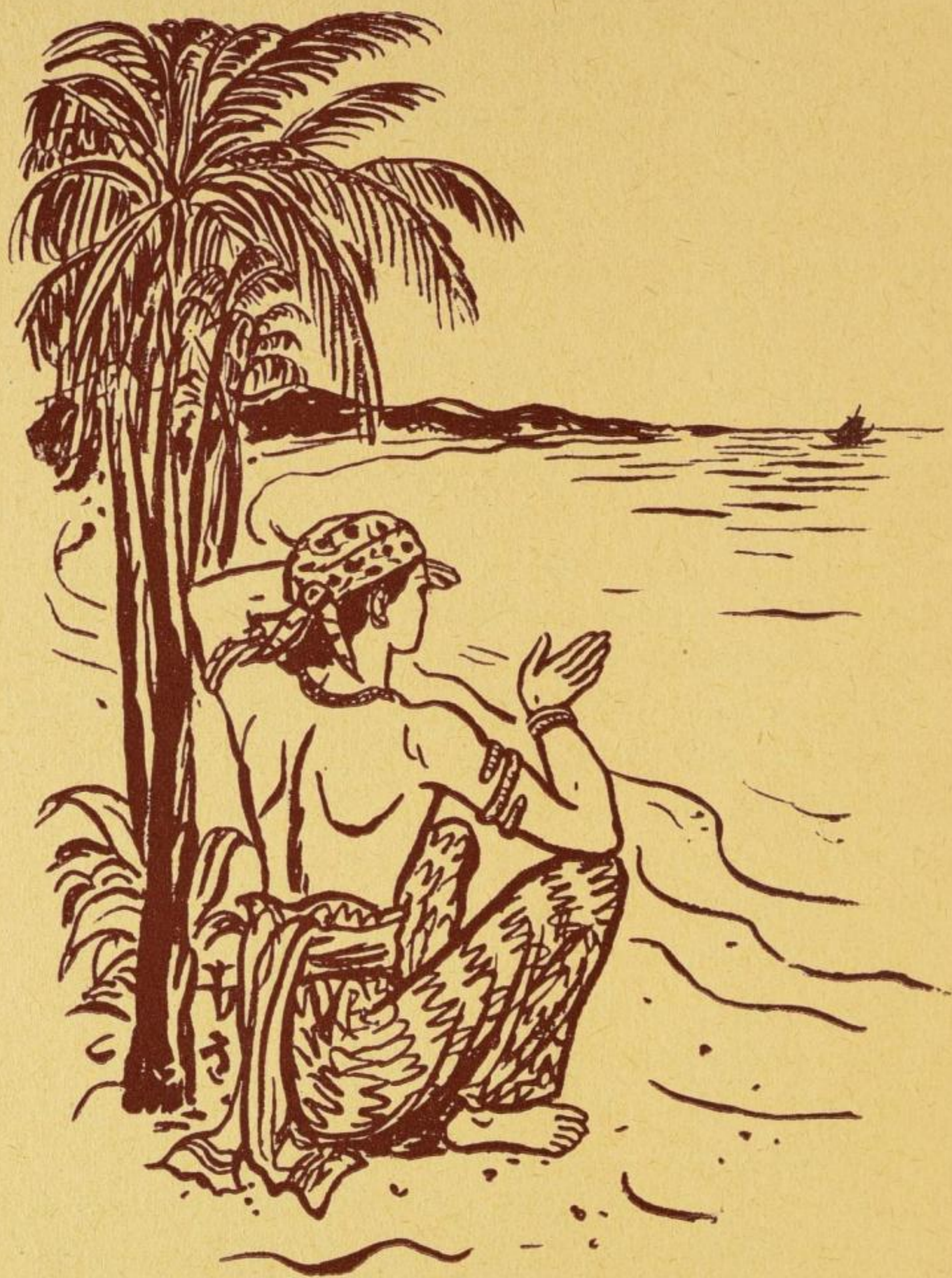
Tief bekümmert saß er am Strand und schaute in die Ferne. Da tauchte plötzlich ein anderes Schiff auf und nahm Kurs auf die Insel. Es kam näher und näher, und bald legte es an. Der Kapitän und die Mannschaft gingen an Land, um Wasser zu holen. Da kam ihnen der Jüngling entgegen. Alle wunderten sich, hier einem Menschen zu begegnen, und Amat mußte sein Schicksal erzählen. Als er zu Ende gekommen war, bat er den Kapitän: „Du kennst jetzt meine Geschichte. Wenn du Mitleid mit mir hast, dann verfolge das Schiff, das mir meine Frau entführt hat.“

Sie gingen an Bord. Der Kapitän ließ alle Segel setzen, und bald segelte er im Kielwasser des fremden Schiffes.

Nach einiger Zeit kamen sie nach der Stadt Andalus. Die beiden Schiffe gingen nebeneinander im Hafen vor Anker, und der Kapitän sagte zu Amat: „Nun schau nach deiner Frau aus! Wenn sie tatsächlich auf jenem Schiff ist, dann wollen wir den Hafenskapitän rufen.“

Und einen ganzen Tag lang beobachtete der Jüngling das fremde Schiff.

Endlich sah er Nursini aus einer Luke herausschauen. Er erkannte sie sofort und rief schnell nach dem Kapitän. Sie gingen beide an Land zum Hafenskapitän. Amat erzählte ihm seine Geschichte, und der Hafenskapitän versprach, so-



fort zu untersuchen, wie die Frau auf das fremde Schiff gekommen sei. Und er ließ den Kapitän des anderen Schiffes durch einen der Hafenwächter vorladen.

Pawang kam, und sofort rief der Hafenskapitän den Gerichtshof zusammen. Die Untersuchung begann. „Wer ist die Frau, die du auf deinem Schiff hast?“ fragte der Hafenskapitän. „Seid wann ist sie bei dir?“

Pawang antwortete: „Ich habe nur meine Frau auf meinem Schiff. Sie ist seit vielen Jahren meine Gattin.“

„Aber dieser Jüngling behauptet, es sei seine Frau, und du hättest sie entführt.“

„Großmächtiger Herr Hafenskapitän“, erwiderte Pawang, „meine Frau war niemals mit einem anderen Mann verheiratet. Der junge Mann muß sich irren.“

„Was hast du dazu zu sagen?“ fragte der Hafenskapitän Amat. „Du hörst, der Kapitän sagt, die Frau sei seine rechtmäßige Gattin.“

Amat erwiderte: „Ich bitte, die Frau rufen zu lassen.“ Und er erzählte dem Gerichtshof sein Schicksal vom Anfang bis zum Ende. Da befahl der Hafenskapitän Pawang, am anderen Tag mit Nursini wiederzukommen.

Dann kehrte jeder auf sein Schiff zurück.

Als Pawang wieder an Bord kam, sagte er zu Nursini: „Du sollst auch aussagen. Was wirst du tun, wenn dich Amat vor dem Richter zurückfordert? Sei klug und beteure immer wieder, du seiest seit langem meine Frau. Wir müssen beide dasselbe sagen.“ Nursini war einverstanden.

Am nächsten Morgen ging Amat mit seinem Kapitän in aller Frühe in das Haus des Hafenskapitäns. Als die Richter er-

schiene waren, ebenso Pawang und Nursini, setzte sich jeder nach der gebührenden Ordnung, nämlich nach Rang und Alter. Dann fragte der Hafenskapitän Nursini: „Wer war früher dein Mann?“

Sie aber antwortete: „Was heißt früher? Pawang, der Kapitän, ist mein Gatte, und er ist es immer gewesen.“

„Was sagst du dazu?“ fragte der Hafenskapitän Amat.

Der Jüngling sah Nursini an und sagte: „Warst du nicht gestorben? Und habe ich nicht, da ich dich so sehr liebte, mein Leben mit dir geteilt? Und gab nicht Allah dir auf meine Bitte das Leben in der Welt wieder?“

Da lachte Nursini. „Nun hört doch, wie er lügt!“ rief sie. „Wer hat je gehört, daß ein Toter wieder lebendig geworden ist?“

Die Richter blickten auf Amat, der so Unglaubliches geredet hatte, und sie gaben im stillen der Frau recht.

Pawang spürte, daß seine Sache günstig stand, und er rief: „Nun, welche Strafe verdient der, der meine Frau stehlen will? Wie lautet der Spruch des Gerichtshofes?“

Da wandte sich Amat zu Nursini und sprach: „Du Treulose, du Lügnerin! Du willst nicht mehr meine Frau sein, weil dich der Schiffskapitän mit Gold und Silber verblendet hat. Aber du sollst deine Strafe haben.“ Und er streckte seine Hände zum Himmel und rief: „Allah, Allah, der du immer da bist und alles siehst, ich bitte dich, gib mir meine volle Lebenszeit wieder, denn diese Frau hat deine Gnade nicht verdient!“

Im selben Augenblick stürzte Nursini tot zu Boden. Und die Richter und den Hafenskapitän und alles Volk ringsum ergriff großes Erstaunen. Und die Richter sprachen: „Greift

den Kapitän Pawang! Er hat Ehebruch getrieben. Er ist des Todes schuldig.“

Das Urteil wurde sofort vollstreckt. Die Leute nahmen alle seine Güter und brachten sie dem Gerichtshof. Die Hälfte davon wurde dem Staatsschatz einverleibt, die andere Hälfte aber gab man Amat. Und er bekam auch das Schiff mit allem, was darin war.

So geht es den Menschen, die andere betrügen. Laßt uns alle, ich bitte euch, nichts Schlechtes tun!

Hi Lingga

Früher glaubten die Leute auf Bali, im Himmel wohnte der große Gott Batara. Dieser holte die Seelen aller Toten zu sich, die anderen Menschen Gutes getan hatten oder denen von bösen Menschen Unrecht getan worden war. Freilich, in den Himmel selbst durfte niemand hinein. Aber der Vorhof des Himmels war ein herrlicher Garten, und darin durften die Seelen der guten Menschen wohnen. Die Seelen der bösen Menschen aber wurden von Bataras Dienern gepeinigt.

Nun lebte im Fürstentum Klungkung auf Bali ein schöner Jüngling namens Hi Lingga. Er hatte schon früh seine Eltern verloren, und der Fürst hatte ihn als Diener erziehen lassen. Aber wenn der Hof versammelt war, dann verblaßte die Schönheit aller gegenüber der Schönheit und dem artigen Wesen Hi Linggas. Niemand besaß eine so schlanke, biegsame Gestalt wie er, keiner hatte so sanfte und kluge Augen. Wenn Hi Lingga über die Straße ging, schauten ihm alle Mädchen sehnsüchtig nach. Das wurde dem Jüngling, ohne daß er es ahnte, zum Verderben.

Eines Mittags war es sehr heiß, und der Palast des Fürsten lag wie ausgestorben, weil alle Bewohner schliefen. Nur Hi Lingga schlief nicht, und als es ihm langweilig wurde,

schlenderte er nach dem Hafen hinunter. Der Weg führte an dem Hause vorbei, in welchem die reichen Eltern von Ketut Lajang wohnten. Ketut Lajang saß im Schatten des Haustors und flocht für Sapini, ihre kleine Schwester, einen Blumenkranz. Als sie Hi Lingga vorbeikommen sah, flüsterte sie: „Schwesterlein, du mußt mir helfen.“ — „Wie könnte ich das? Ich bin viel zu klein, um meiner großen Schwester zu helfen“, antwortete Sapini. „Du wirst schon verstehen, was ich dir sage“, meinte Ketut Lajang. „Hast du den schönen Jüngling gesehen?“ — „Ja“, sagte Sapini, „das war Hi Lingga. Die großen Mädchen nennen ihn den Sohn des Sonnengotts.“ Lajang nickte lebhaft und erzählte ihrer kleinen Schwester, was sie vorhatte.

Inzwischen war Hi Lingga an den Hafen gekommen. Dort ankerten Schiffe aus Surabaja, die reichen Kaufleuten gehörten. Sie führten schöne Waren mit sich und boten sie feil. Als die Kaufleute den edlen Jüngling sahen, glaubten sie, er sei ein reicher Fürstenson, und boten ihm ihre kostbarsten Waren an. Hi Lingga wies sie lächelnd zurück und sagte: „Ich kann sie euch nicht bezahlen.“ — „Was macht das? Bei einem Mann wie du warten wir gern“, sagten die Kaufleute, und sie überredeten ihn, einen herrlichen Goldschmuck zu nehmen. „Mir genügt dein Wort“, sagte der Händler. „Ich vertraue dir. Du kannst bezahlen, wann du willst, nächsten Monat, übernächsten Monat oder im kommenden Jahr.“

Am Nachmittag kehrte Hi Lingga zurück. Als er durch das Stadttor gehen wollte, hielt ihn ein kleines Mädchen zurück, gab ihm Blumen und Tabak und sagte: „Das ist ein Geschenk meiner Schwester Lajang. Sie läßt dich fragen, ob du dich heute abend mit ihr treffen möchtest.“

Hi Lingga war bestürzt. Wenn ein Mädchen einem jungen Mann Blumen und Tabak gab, so bedeutete das nichts anderes, als daß sie zur Heirat geneigt war. Und er erwiderte: „Liebe Kleine, ich danke deiner Schwester für das Geschenk und dir für deine Mühe. Aber sage ihr, ich kann kein Mädchen aus guter Familie heiraten. Ich bin eine Waise, eure Familie aber ist mächtig und angesehen. Euer Vater würde nie erlauben, daß ich deine Schwester heirate.“ Vertraulich sagte das Mädchen: „Ich habe meine Schwester sagen hören, sie würde lieber in den Tod gehen, als einen anderen nehmen.“ Hi Lingga lächelte und sagte: „Es geht nicht. Es ist ganz unmöglich. Sage das deiner Schwester!“

Kaum hatte Hi Lingga das Wachthaus am Tor betreten, da sagten seine Kameraden: „Der Fürst hat schon zweimal nach dir gefragt. Geh schnell zu ihm!“

Hi Lingga begab sich zum Fürsten. Er erklärte ihm, wo er den Nachmittag über gewesen war und zeigte ihm den Goldzierat. Der Fürst betrachtete das Schmuckstück voller Entzücken und lobte die feine Arbeit. Da bat Hi Lingga: „Darf ich mir erlauben, euch das Gold in die Hände zu legen?“ Erfreut dankte der Fürst und sagte: „Ich werde es dir später vergelten. Jetzt habe ich einen Auftrag für dich. Morgen findet ein Hahnenkampf statt, und ich werde mit meinem besten Fechthahn daran teilnehmen. Den kämpfenden Hähnen sollen Sporen an die Füße gebunden werden. Geh also zum Schmied Njoman und lasse die Sporen schärfen!“

Auf Bali geht der Tag früh zu Ende. Als der Schmied die Sporen geschärft hatte, war es schon dunkel geworden. Der Mond ging gerade auf, als Hi Lingga die Werkstatt des

Meisters verließ. Es war ein herrlicher Abend; die Luft war lau, und der Vollmond versilberte das Land. Da bekam Hi Lingga Lust, ein Bad zu nehmen.

Als er an den Fluß kam, sah er dort ein Mädchen mit einem Krug Wasser schöpfen. Es war Ketut Lajang. Sie erkannte ihn sofort und schleuderte ihm zornig entgegen: „Warum hast du mir eine Absage bestellen lassen? Schämst du dich nicht, meine Liebe zu schmähen?“

Hi Lingga erschrak. Was sollte er tun? Das Mädchen mußte sich gekränkt fühlen; aber er wußte, die große, reiche Sippe Ketut Lajangs würde niemals billigen, daß er das Mädchen heiratete. In seiner Ratlosigkeit ging er schnell und ohne ein Wort davon.

Außer sich vor Zorn warf Lajang den Krug zu Boden. Er fiel auf einen Stein, und ein großer Scherben brach heraus. Auf dem Heimweg achtete Lajang nicht auf den Weg und geriet in einen Dornstrauch. Die spitzen Dornen zerstachen sie so, daß sie blutete.

Als sie nach Hause kam, sah sie übel zugerichtet aus, und ihre Mutter fragte erschrocken, was ihr geschehen sei.

Da stieg ein böser Gedanke in Lajang auf, und sie antwortete: „Ha, dieser elende Hi Lingga! Ich traf ihn am Fluß, und er fragte mich, ob ich ihn heiraten wolle. Ich sagte Nein, und da geriet er in Wut, zerbrach mir den Krug und kratzte mich mit seinen langen Nägeln.“

Voller Empörung eilte die Mutter zu Lajangs Vater und berichtete, was der Tochter widerfahren war.

Der Alte wurde dunkel vor Zorn. Er zog seinen Dolch und rief: „Das fordert Rache!“ Und er ließ die ganze Sippe zusammenrufen. Alle eilten sofort herbei. Jeder trug eine

Waffe: eine Lanze, einen Dolch, Bogen und Pfeile, ein Blasrohr oder eine Steinschleuder.

Hi Lingga hatte inzwischen noch einmal den Schmied Njoman aufgesucht, um sich ihm anzuvertrauen und ihn um Rat zu bitten.

Die Sippe Lajang hatte das bald ausgekundschaftet. Sie umzingelten die Schmiede von allen Seiten.

„Was ist das für ein Lärm da draußen?“ fragte Hi Lingga.

„Das gilt dir“, sagte Njoman. „Sicher will dich die Sippe Lajang zur Rede stellen.“

Da trat auch schon, schnaubend vor Wut, der Alte in die Schmiede. „Bist du Hi Lingga?“ fragte er drohend.

„Ja“, antwortete der Jüngling, „der bin ich. Was wollt ihr von mir?“

Der Alte fällte seine Lanze, und Hi Lingga mußte flüchten. Kaum trat er ins Freie, da überschüttete ihn ein Hagel von Geschossen. Er sank zu Boden und starb.

Sein Leichnam wurde verbrannt, wie es auf Bali Sitte ist. Aber sein Geist lebte weiter. Zuerst gelangte er an den Ort, wo die bösen Menschen gepeinigt wurden. Greuliche Gestalten spukten dort herum. Ein Ungeheuer trug den Kopf unten und die Beine oben; ein anderes hatte keinen Körper, sondern nur einen langen Hals, auf dem ein kleiner Kopf saß; wieder ein anderes hatte die Augen auf der Schulter und die Nase und den Mund auf der Brust. Da war eines, dem brannten die Haare in hellen Flammen, ohne daß es versengt wurde, und eines war ganz durchsichtig, so daß man Herz und Lunge sehen konnte.

Nun trat ein Kerl auf Hi Lingga zu, schrecklich anzusehen,



mit Augen so groß wie Eier, meterlangen Haaren am ganzen Körper und zwei riesigen Zähnen, die aus seinem Mund ragten wie die Hauer eines Ebers. Mit rauher Stimme sagte er zu Hi Lingga: „Du mußt warten, bis die Götter über dich beschlossen haben.“

Da erblickte Hi Lingga plötzlich seine Eltern. Verwundert fragte er sie, wie sie an diesen entsetzlichen Ort kämen. „Ich habe es nicht besser verdient“, sagte der Vater. „Ich bin schuld, daß du Waise bist. Deine Mutter starb durch meine Hand.“

Aber die Mutter sagte: „Schuld habe ich allein. Ich bin deinem Vater mit einem Manne fortgelaufen.“ So versuchte jeder, die Schuld des anderen auf sich zu nehmen.

Inzwischen hatte Batara alle Götter zusammengerufen. Hi Linggas Leben wurde erzählt, und alle Götter beschlossen, er sollte in den himmlischen Garten kommen.

Da bat Hi Lingga, ihn nicht von seinen Eltern zu trennen. „Sie sind nicht schuldig geworden an mir“, sagte er. „Sie haben mich als Waise zurückgelassen, aber sie taten es nicht, weil sie mich nicht liebten, sondern weil sie miteinander nicht einig waren.“

Und die Götter verziehen den beiden, weil sie ihre Reue erkannten, und gewährten die Bitte Hi Linggas.

So bewährte sich Hi Linggas edle Gesinnung noch nach seinem Tode.

Affenhaut

Der Fürst von Pasir Batang hatte sieben Töchter; die jüngste namens Sari war die schönste von ihnen. Eines Tages rief der Fürst seine Töchter zusammen. „Ich will für eine Weile in die Einsamkeit gehen“, sagte er. „Du, Rarang, bist die älteste und wirst solange die Regierung übernehmen.“ Damit ließ er sie allein.

Rarang liebte ihre jüngste Schwester nicht, denn Sari war schön, und jeder mußte sie gern haben. Rarang aber war häßlich und mißgünstig und neidete der Schwester ihre Schönheit. Jetzt hielt Rarang die Zeit für gekommen, die Schwester für ihre Schönheit zu strafen. Heuchlerisch sagte sie zu Sari: „Liebe Schwester, hast du schon die neue Hautsalbe probiert, die ich jetzt immer benutze?“ — „Nein“, antwortete Sari, „was für eine Salbe ist das?“ Rarang tat sehr geheimnisvoll: „Oh, es ist ein ganz neues Rezept. Ein gelehrter Mann hat es erfunden und danach die Salbe für mich bereitet. Mein Bräutigam, Indra Djaja, ist entzückt, seit ich sie benutze. Komm, du mußt sie probieren!“ Und sie zog eine Dose hervor und rieb Sari das Gesicht ein. Gespannt blickte Sari in den Spiegel. Was war das? Ein pechschwarzes Antlitz schaute ihr entgegen. Rarang hatte nämlich eine klebrige Salbe mit Holzkohle zusammengerührt,

um Sari zu verunzieren. Und Sari mochte sich waschen, soviel sie wollte — ihr Gesicht blieb schmutzig.

Am Abend ließ Rarang für Sari einen Schlaftrunk mischen, und bald schlief Sari sehr fest. Da ließ Rarang ihr alle Kleider fortnehmen, und als Sari am Morgen aufwachte, hatte sie nichts mehr anzuziehen; nur ein völlig zerfetztes, schmutziges Lumpenkleid fand sie neben ihrem Bett. Als Rarang sie darin erblickte, schalt sie: „Pfui, schämst du dich nicht? Du willst eine Prinzessin sein und läufst in Lumpen herum? Du kannst dich am Hofe nicht mehr sehen lassen!“ Und sie befahl Lingser, dem Diener, die Schwester nach dem Tjupuberg zu bringen. „Dort steht eine alte Hütte, darin mag Sari hausen!“

Nun wohnte im Himmel ein schöner Jüngling namens Minda Kahiangan. Der träumte eines Nachts, er hätte eine Braut, so schön wie seine Mutter Sunan Ambu. Er erzählte der Mutter seinen Traum. Da sagte Sunan Ambu: „Mein Sohn, auf der Erde gibt es viele schöne Mädchen. Ich rate dir, verkleide dich und suche dir dort eine Braut.“

Minda Kahiangan befolgte den Rat seiner Mutter. Er hüllte sich in das Fell eines schwarzen Affen und stieg auf die Erde hinab. Dort stellte er sich den Tieren und Pflanzen vor und nannte sich „Affenhaut“. Und alle Tiere und Pflanzen huldigten ihm.

Nun kam einmal der Fürst zu seinen Töchtern zu Besuch. Rarang wollte ihm ein besonderes Mahl bereiten und befahl Lingser: „Geh sofort zum Blasrohrjäger Aki und sage ihm, er soll einen Affen schießen. Wehe, wenn wir nicht bis heute abend einen saftigen Braten haben!“

Lingser traf Aki vor seiner Hütte, wo er mit seiner Frau Nini plauderte. Als er hörte, was Rarang ihm befahl, ergriff er sofort sein Blasrohr und ging auf die Jagd. Aber nirgends traf er auf Wild. Minda Kahiangan hatte nämlich alle Affen gewarnt. Es war schon spät, da erblickte Aki Minda. Er schoß, aber die Püster flogen nicht so weit. Da hörte Aki den Affen sprechen: „Nicht schießen! Nimm mich mit, und sei mein Pflegevater!“

Aki war sehr erstaunt, daß der Affe sprechen konnte. Er nahm ihn mit in seine Hütte und zeigte ihn seiner Frau. „Oh weh, Herr Affenhaut!“ sagte Nini. „Jetzt habe ich nichts im Hause, womit ich dich bewirten kann.“ Minda lächelte. „Du wirst gleich etwas haben“, sagte er. „Vater Aki, geh mal hundert Schritt hinters Haus.“ Aki tat, wie ihm Minda geraten hatte und schoß einen feisten Hirsch. Nini bereitete ihn zu, und das Mahl ward aufgetragen. Akis ganze Sippe aß mit, und bald waren nur noch die Knochen übrig.

Nun beschloß Minda, Aki und Nini noch eine besondere Freude zu machen. Er bereitete ihnen einen Schlummertrank, so daß sie in Zauberschlaf fielen. Dann flog er zu seiner Mutter und bat: „Kannst du ihnen nicht ein schöneres Häuschen geben?“ Sunan Ambu nickte und sandte die hilfreichen Himmelswesen, die Budjangga, an die Arbeit. Im Handumdrehen schufen sie ein wunderschönes Haus, und als Aki und Nini erwachten, wußten sie sich vor Freude kaum zu lassen. Nur eine Sorge bedrückte Aki. Er hatte Rarangs Auftrag nicht ausgeführt. Aber Minda beruhigte ihn: „Mach dir keine Sorge! Ich begleite dich zu Rarang.“

Am Hofe wartete man schon ungeduldig auf Aki. Er erzählte nun, warum er keinen Braten bekommen habe, und der Fürst war zufrieden, ja, er schenkte ihm sogar ein Pferd und fünf Paar Bediente. Dann befahl der Fürst, Affenhaut einzufangen. Aber vergeblich! Kein Jäger, kein Hund konnte Affenhaut bezwingen. Da rief der Fürst seine Töchter und sagte scherzend: „Ihr sollt Affenhaut haben. Seht zu, wer ihn sich fängt.“ Löwit, die Zweitjüngste, ließ zuerst ab; dann verzichteten die andern: Manik, Kantjana, Dewata, Endah. Schließlich sagte Rarang: „Es ziemt sich nicht, auf ein Geschenk des Vaters zu verzichten. Du kommst mit in mein Zimmer, Affenhaut!“

Und Affenhaut folgte ihr ohne Widerstreben. Aber jetzt hatte Rarang keine gute Zeit mehr. Zuerst zerstörte Affenhaut ihren Webstuhl und verwirrte alle Fäden. Dann warf er im Zimmer alles durcheinander. Auf dem Hof scheuchte er die Hühner. Und als Rarang baden ging, nahm er ihr alle Kleider weg. Da wurde Rarang wütend und sagte zu Lingser: „Bring Affenhaut zu Sari; die kann sich mit ihm vergnügen. Sie passen besser zusammen, sie sind ja beide schwarz.“ Sari freute sich sehr, als Lingser Affenhaut zu ihr brachte. Sie begrüßte ihn freundlich als Gesellschafter.

Abends bereitete Affenhaut Sari einen Schlummertrunk, so daß sie in Zauberschlaf fiel. Schnell zog er sein Fell ab und flog zu seiner Mutter. „Ich habe ein Mädchen gefunden“, erzählte er. „Aber sie sieht schwarz aus, und ihr Haus ist erbärmlich.“

„Kehre zu dem Mädchen zurück!“ sagte Sunan Ambu. „Aber zeige dich vorläufig noch nicht in deiner wahren Gestalt!“

Behalte das Affenfell um; zu dem Mädchen aber sage, ihr wolltet zusammen baden.“

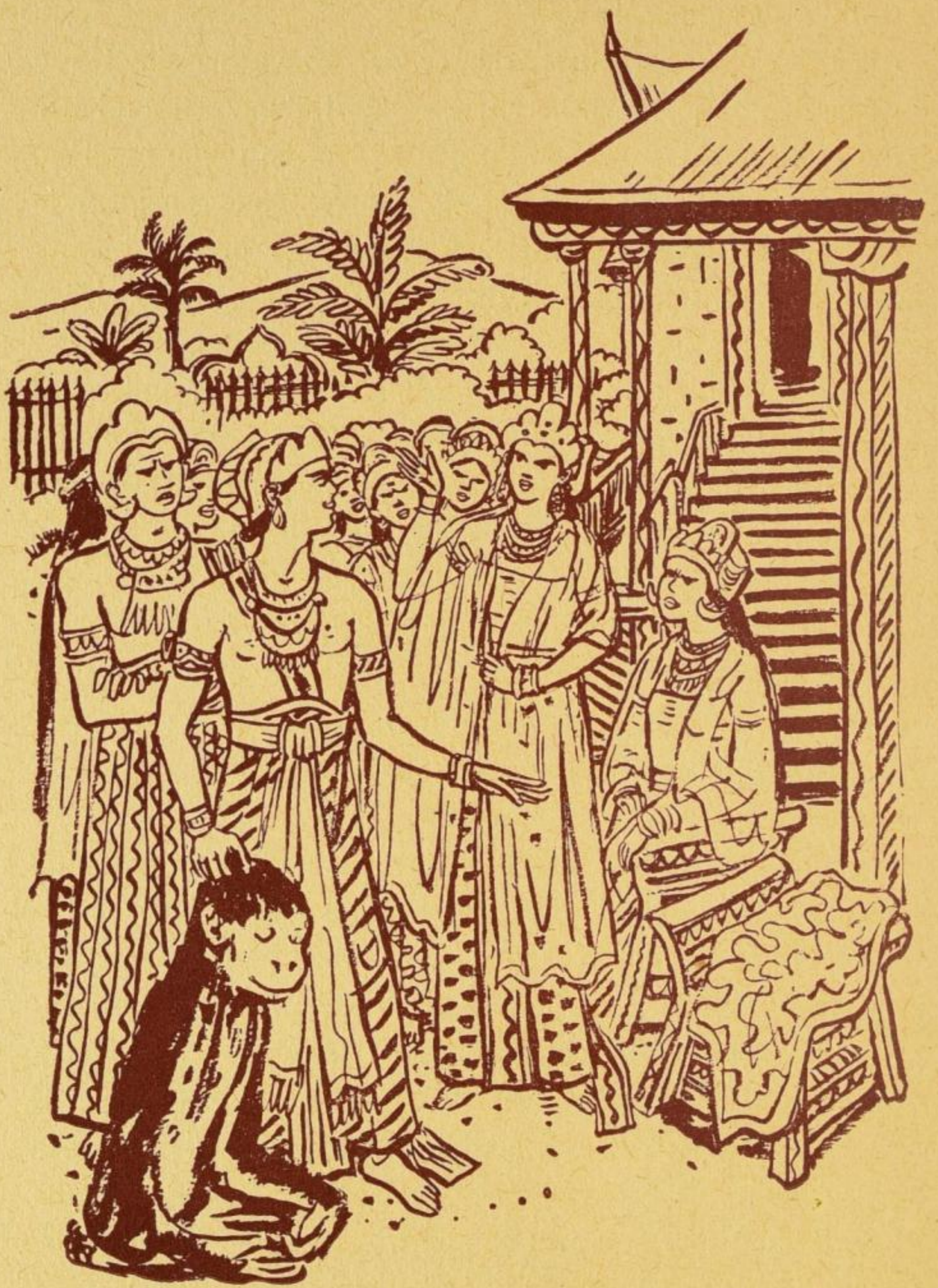
Als Minda zurückkehrte, sah er da, wo vorher die Hütte gestanden hatte, einen herrlichen Palast. Sunan Ambu hatte ihn erbauen lassen. „Hast du den Baderaum schon gesehen, Sari?“ fragte Affenhaut. „Nein“, antwortete Sari. „Wie kommt der Palast nur hierher? Er ist so groß, ich konnte noch gar nicht alles anschauen.“ — „Dann komm gleich ins Bad!“ sagte Minda.

Nach dem Bad strahlte Sari in alter Schönheit. Minda aber behielt sein Affenfell noch um.

Lingser erzählte Rarang von dem schönen Palast. Da wurde Rarang blaß vor Neid und Wut. Sie schickte sofort eine Botschaft an ihre Schwester: „Du weißt, unser Vater, der Fürst, hat mir die Regierung übertragen. Da du übermütig geworden bist, sollst du zur Strafe drei Aufgaben erfüllen, sonst mußt du sterben. Zuerst sollst du den Sumpf Sipatahunan entschlämmen, damit wir dort fischen können.“

Als Affenhaut das hörte, tröstete er Sari und sprach: „Meine Mutter wird die Budjanga schicken, die helfen dir.“

Als Rarang mit ihrem Gefolge nachsehen kam, war da, wo früher Sumpf war, ein schöner Fischteich entstanden. Affenhaut, in der Gestalt eines hübschen Jünglings, stellte sich als Ki Guriang vor und wurde eingeladen, am Fischzug teilzunehmen. Alle Prinzessinnen verliebten sich in ihn. Er aber sprach nur mit Sari, und sie erkannte ihn nicht. Als die Gesellschaft fort war, trat Minda wieder als ‚Affenhaut‘ vor Sari und bat um Essen. Da kochte Sari zum ersten Mal als Hausfrau Reis.



Einige Tage später schickte Rarang Lingser mit einem neuen Befehl zu Sari. „Die zweite Aufgabe ist, den weißen Wildstier zu fangen, der die Gegend unsicher macht!“

Minda veränderte wieder seine Gestalt, und sah jetzt aus wie ein alter Zauberarzt. Er sagte zu Sari: „Nimm zwei Haare von dir und binde um jedes Horn des Stieres eins.“ Das tat Sari, und der Stier ging willig mit ihr bis nach dem Sitz des Fürsten. „Hier bringe ich dir den Stier“, sagte Sari zu Rarang. Kaum war Sari in den Wald zurückgekehrt, da fing der Stier an zu toben. Er trampelte in Rarangs Gemach alles entzwei. Dann lief er fort und ward niemals wieder gesehen.

Rarang verging fast vor Zorn, aber sie beherrschte sich. Sie ließ Sari durch Lingser sagen: „Wir wollen sehen, wer am besten arbeiten kann. Die dritte Aufgabe ist leicht. Du sollst Arbeiten tun, die jedes Mädchen versteht. Ich selbst mache stets das gleiche wie du. Zunächst also wollen wir sieben Hügel roden und Äcker anlegen.“

Das war eine List. Sari war jünger und in den weiblichen Fertigkeiten noch nicht so erfahren. Und noch eine List wandte Rarang an. Für sich selbst wählte sie guten Boden, Sari aber mußte auf steinigem Boden arbeiten.

Aber die Budjanga eilten Sari zu Hilfe, und so war sie zuerst mit ihrem Felde fertig, obwohl Regen, Ungeziefer und das stumpfe Hackmesser, das sie benutzen mußte, die Arbeit fast unmöglich erscheinen ließen. Da die Budjanga unsichtbar waren, hatte Rarang nichts bemerkt. Sie selbst hatte sich viel Zeit genommen; nun war sie besiegt. Rachgierig dachte sie: „Warte nur, nach der Ernte kriege ich dich.“

In der nächsten Nacht erschien Sunan Ambu Sari im Traum und lehrte sie, wie man Reis stampft, wie man spinnt, webt, stickt, und alles, was ein Mädchen sonst noch können muß. Als Sari die Ernte eingebracht hatte, sagte Rarang: „Komm mit zu mir! Jetzt wollen wir um die Wette kochen und Kleider und Vorhänge weben.“

Sari wollte nicht mit der Schwester gehen, aber Affenhaut riet ihr, nachzugeben. Rarang und Sari kochten den ganzen Tag. Rarangs Speisen rührte niemand an, aber alle rühmten, noch nie so gutes Essen genossen zu haben wie das, was Sari auf den Tisch brachte. Und auch beim Weben hatte Rarang das Nachsehen. Sari webte doppelt so viele Kleider wie Rarang in der gleichen Zeit, und Saris Vorhänge waren viel länger als Rarangs.

„Und jetzt der Körper!“ sagte Rarang. „Wer hat die schlankste Gestalt?“ — „Sari!“ riefen alle. Rarang fragte: „Wer hat das schönste Gesicht?“ Wieder riefen alle: „Sari!“ — „Meßt unser Haar!“ Und Saris Haar war viel länger als Rarangs.

Rarang verging beinahe vor Ärger. Da fiel ihr ein, Sari lebte ja mit ‚Affenhaut‘ wie Braut und Bräutigam. Schnell rief sie: „Wer hat den schönsten Bräutigam?“ Jetzt mußte sie siegen! Wenn Affenhaut neben ihrem Bräutigam Indra Djaja stand, mußten dem Blindesten die Augen aufgehen.

Da hörte Minda die Stimme seiner Mutter. Sunan Ambu rief: „Mein Sohn, die Zeit ist da!“

Minda warf das Affenfell ab, und ein Staunen ging durch die Menge. Gegen ihn war Indra Djaja ein häßlicher Wurm.

Jetzt war Rarang geschlagen. Sie bat Sari um Gnade und sagte: „Ich will dir einen Teil des Reiches abtreten.“ Aber Sari erwiderte: „Nein, das Reich gehört mir allein. Aber verhungern sollst du nicht. Ich stelle dich als Hühnermädchen an. Ähnlich werde ich mit Endah, Dewata, Kantjana und Manik umgehen, die deine schlechten Taten geduldet haben. Nur Löwit war gut; sie wird oberste Hofdame. Und Lingser war nicht von Herzen böse; als Diener mußte er gehorchen. Deshalb sei ihm verziehen. Aber ich erwarte, daß er in meinen Diensten nur Gutes tut.“

Indra Djaja schwor Rache. Heimlich sammelte er ein Heer. Aber es wurde schnell besiegt, und er selbst fand den Tod. Da gab Sunan Ambu ihm das Leben wieder zurück, und Sari sagte: „Du kannst dir als Grasschneider dein Brot verdienen.“

Wo das Reich Pasir Batang liegt? Es ist auf keiner Landkarte zu finden. Nachdem Sari alle Bösewichter besiegt hatte, nannte sie es nämlich Pakuan Kalangon.

Hamat und Mamat

Im Königreich Sam wohnte eine Witwe mit ihren Söhnen Hamat und Mamat. Sie war sehr besorgt darum, daß ihre Söhne recht klug würden und schickte sie deshalb zu einem weisen Mann, der sie in allem Nützlichen unterwies.

Die Witwe besaß eine zahme Singdrossel. Die sang so schön wie sonst kein Vogel. Wenn die Frau allein im Hause war, ließ sie sich von der Drossel etwas vorsingen und freute sich daran.

Nun hatte eines Nachts ein Kapitän, der alle Meere durchsegelt hatte, einen seltsamen Traum. Ihm träumte, wer Kopf und Herz einer wunderbaren Singdrossel aus dem Lande Sam äße, würde König.

Schnurstracks fuhr er nach dem Lande, das ihm sein Traum gezeigt hatte, und fragte überall nach dem geheimnisvollen Vogel. Die Leute wiesen ihn nach dem Haus der Witwe. Der Kapitän besuchte die Witwe und fragte, ob sie ihm die Drossel verkaufen wolle.

„Die Drossel ist meine größte Freude“, antwortete die Witwe, „ich gebe sie nicht her.“

„Ich zahle hundert Rupiah dafür“, sagte der Kapitän.

„Ich verkaufe die Drossel nicht“, antwortete die Witwe wieder.

„Dann eben zweihundert“, drängte der Kapitän.

„Auch nicht für tausend“, sagte die Witwe, „um keinen Preis!“

Ärgerlich ging der Kapitän davon. Da fiel ihm ein, daß in der Nähe ein Gelehrter wohnte, der die alten Bücher kannte. ‚Vielleicht kann der mir einen Rat geben‘, dachte er. Und er erzählte dem Alten, was ihn bedrückte.

„Nichts leichter als das“, antwortete der kluge Mann. „Sage der Witwe nur, du wollest sie heiraten. Ich gebe dir einen Minnetrank, den mische ihr in den Wein.“ Und er gab ihm ein Fläschchen mit einer geheimnisvollen Flüssigkeit.

Der Kapitän ging auf sein Schiff zurück. Er nahm eine Kalebasse voll Wein, mischte den Liebestrank hinein und begab sich wieder zu der Witwe. Mit freundlichen Reden gelang es ihm, sie zu bewegen, ein Glas Wein mit ihm zu leeren. Doch kaum hatte die Frau von dem Wein getrunken, da verspürte sie plötzlich eine so starke Liebe für den Kapitän, daß sie sofort einwilligte, als er sie bat, seine Frau zu werden.

Ein paar Tage nach der Hochzeit erzählte ihr der Kapitän seinen Traum. Die Frau überlegte nicht lange und sagte: „Wenn wir König und Königin werden können, muß die Drossel daran glauben.“

Und sie schlachtete den Vogel und briet ihn. Während er in der Pfanne schmorte, verließ sie für einen Augenblick die Küche, um ihren Mann zu holen.

Da kamen die Söhne nach Hause. Als sie den Bratenduft rochen, überkam sie das Gelüst zu naschen. Und wenn auch die Drossel erst halb gar war, aß Mamat das Herz und Hamat den Kopf.

Als die Frau mit dem Kapitän in die Küche kam, sah sie, was geschehen war. Sie fing an zu schreien und zu zetern, und der Kapitän geriet vor Zorn so außer sich, daß er rief: „Tot-schlagen werde ich euch, mißratene Brut!“ Da flohen die Knaben vor ihm und liefen in den Wald. Der Kapitän schickte ihnen Verfolger hinterher, aber die beiden Knaben hatten zu großen Vorsprung. Lange vor ihren Verfolgern kamen sie zur Höhle eines Einsiedlers und erzählten dem Alten ihre Not. Da schenkte er ihnen zwei Wunderdolche und sagte: „Mit diesen Dolchen könnt ihr alle Feinde besiegen.“ Und tatsächlich gelang es den beiden, die Verfolger, die inzwischen herangekommen waren, mit den Dolchen in die Flucht zu schlagen. Aber der Kampf hatte sie sehr angestrengt, und ermattet setzten sie sich unter einen Baum. Es war heiß; der Durst quälte sie, und Hamat sagte: „Ich werde Wasser suchen.“

Als er fort war, kam ein weißer Elefant dahergetrottet. Er faßte Mamat mit seinem Rüssel und setzte ihn sich behutsam auf den Rücken. Es war nämlich in einem Lande der König gestorben, und man hatte nach alter Sitte den weißen Staatselefanten in den Wald geschickt, einen neuen König zu suchen. So saß nun Mamat auf dem Rücken des Elefanten und mußte sich von ihm davontragen lassen. Er zerriß sein Kopftuch in Stücke und streute die Fetzen auf den Weg, damit Hamat ihm folgen konnte.

Hamat fand auch genau den Weg, den sein Bruder genommen hatte, aber als er an ein Flußufer kam, hörten plötzlich alle Spuren auf, und Hamat mußte aufs Geratewohl weitergehen. Lange irrte er im Walde umher, bis er

endlich an ein Haus kam, in dem eine alte Gärtnerin mit ihrer schönen Tochter wohnte. Dort blieb Hamat. In der Umgegend sprach sich das bald herum, und viele Neugierige kamen, den schönen fremden Jüngling zu sehen. Jeder kam unter dem Vorwand, Blumen kaufen zu wollen, und die Gärtnerin machte gute Geschäfte. Früher hatte sie jeden Tag der Prinzessin einen Blumenstrauß gebracht, aber jetzt dachte sie: „Ich bekomme so viel für meine Blumen, daß ich nicht nötig habe, der Prinzessin Tag für Tag Blumen zu bringen. Warum soll meine Tochter immer den weiten Weg machen?“

Als die Prinzessin tagelang keinen Strauß mehr bekommen hatte, schickte sie ihre Zofe, um die Alte nach dem Grunde zu fragen. Aber die Zofe war so entzückt von dem schönen Jüngling, daß sie seinetwegen dablief und der Gärtnerin ihre Dienste anbot. Nun schickte die Prinzessin ihr Stubenmädchen, aber auch dieses kam nicht zurück. Als schließlich sogar das Küchenmädchen nicht wiederkam, beauftragte die Prinzessin vier Sklavinnen zugleich, genaue Kunde einzuziehen.

Die Sklavinnen erzählten der Prinzessin von der Schönheit des fremden Jünglings, und die Prinzessin konnte ihre Neugier nicht zügeln und lud Hamat zu sich an den Hof. Als bald machte ihr der Jüngling seine Aufwartung, und die Prinzessin war so entzückt von ihm, daß es ihr ging wie ihren Botinnen. Sie wandte alle Kunst an, damit Hamat sich in sie verlieben sollte, aber er blieb kühl und bat, sich wieder verabschieden zu dürfen.

Voll beleidigten Stolzes lief die Prinzessin zu ihrem Vater, dem Unterkönig, und verleumdete Hamat. Sie wollte sich

für die Kränkung rächen und sagte dem Vater, Hamat habe sie belästigt. Der Unterkönig sandte eine Menge Soldaten hinter Hamat her, aber sie fanden ihn nirgends. Da fürchteten die Soldaten den Zorn des Unterkönigs und der Prinzessin, und als sie zurückkamen, erzählten sie: „Wir haben ihn ereilt und getötet.“

Hamat ging nicht wieder zu der Gärtnerin zurück. Er lief durch den Wald und kam an eine große Wiese, wo sich zwei Riesen mit harten Worten stritten. „Warum streitet ihr euch?“ fragte Hamat.

Da erzählten ihm die beiden: „Unser Vater ist gestorben. Er hat uns ein Paar Schuhe, eine Schüssel und einen Pfeil hinterlassen. Wer die Schuhe anzieht, kann fliegen; die Schüssel füllt sich immer von neuem mit gekochtem Reis; der Pfeil trifft unfehlbar und kehrt von selbst wieder zurück. Nun wissen wir nicht, wie wir uns darein teilen sollen.“

„Da kann ich euch helfen“, sagte Hamat. „Ich schieße den Pfeil ab; ihr lauft um die Wette, und wer den Pfeil zuerst einholt, der darf sich zwei Dinge aussuchen; der andere bekommt dann, was übrig bleibt.“

„So wollen wir es halten“, riefen die beiden wie aus einem Munde. Hamat schoß den Pfeil ab, und die Riesen rannten los. Als der Pfeil zu Hamat zurückgekehrt war, nahm er die Schüssel, zog die Schuhe an und flog zu seiner Pflegemutter zurück, denn jetzt brauchte er den Zorn des Unterkönigs und der Prinzessin ja nicht mehr zu fürchten.

Am nächsten Tage dachte er, eigentlich sei er doch töricht gewesen. Die Prinzessin war nämlich sehr schön, und er



begriff nicht, warum er ihre Liebe zurückgewiesen hatte.
Und als die Nacht hereinbrach, ging er nach dem Palast. Er
wollte die Prinzessin sehen.

Als er unter ihrem Fenster stand, hörte er sie zu ihrer Zofe

sagen: „Mir ist das Herz so schwer. Was habe ich angerichtet! Alle Schätze der Welt gäbe ich hin, wenn nur Hamat noch lebte!“

Kaum hatte Hamat dies gehört, da rief er leise den Namen der Prinzessin. Die Zofe steckte den Kopf aus dem Fenster, um nachzusehen, wer da draußen war. Sie erkannte Hamat sofort und ließ ihn durch die Hintertür ein.

Die Prinzessin geriet außer sich vor Freude und Glück, aber Hamat fürchtete, ihr Vater werde ihm wieder nach dem Leben trachten und riet zur Flucht. Die Prinzessin sagte sofort Ja, und Hamat zog sich die Flugschuhe an. „Klammere dich fest an meinen Rücken!“ sagte er, und dann flogen sie davon. Auf einer Insel, die über und über mit süßduftenden Blumen bewachsen war, ließen sie sich nieder.

Eine Zeitlang lebten sie überaus glücklich miteinander. Aber eines Tages dachte die Prinzessin: „Soll ich immer und ewig auf dieser Insel bleiben? Außer Hamat sehe ich keinen einzigen Menschen. Ich wollte, ich wäre wieder zu Hause!“

Am selben Abend, als Hamat eingeschlafen war, zog sie sich die Schuhe an, nahm Schüssel und Pfeil an sich und hui! war sie wieder daheim.

Am anderen Morgen erst wachte Hamat auf und fand sich allein. Er wurde sehr traurig und dachte: „Ach, wenn ich doch gleich tot wäre!“

Da kamen plötzlich zwei weiße Tauben geflogen und ließen sich auf dem Baum nieder. „Weißt du eigentlich“, gurrte der Täuberich, „daß dies ein Wunderbaum ist?“ — „Ein Wunderbaum?“ fragte die Taube. „Erzähle!“ — „Ja!“ erwiderte

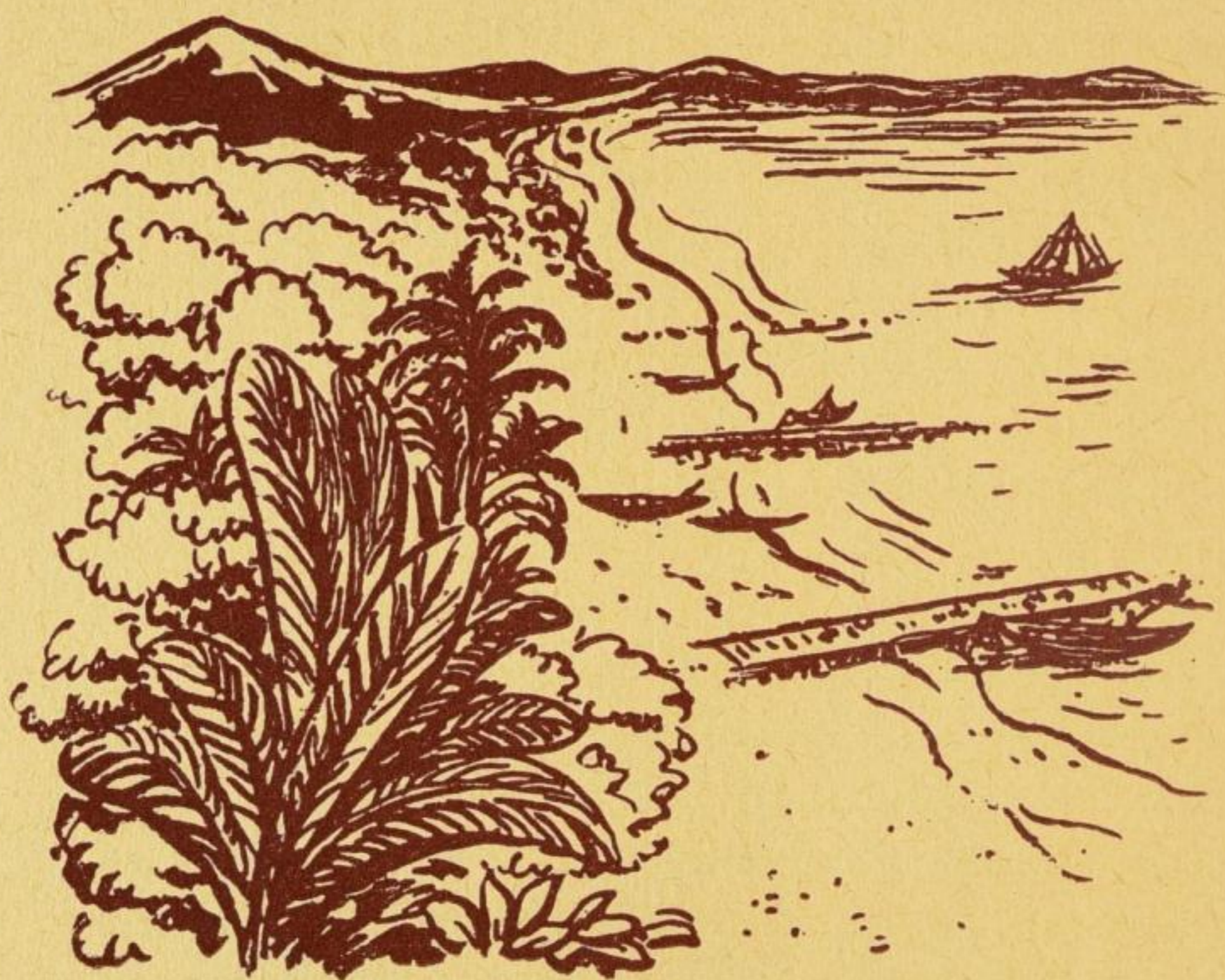
der Täuberich. „Schlägt man von dem Baum einen Zweig ab, so wird daraus ein Semberani, ein Pferd mit Flügeln. Mit einer Rute von dem Baum aber kann man alle Feinde erschlagen und Wasser zum Weichen bringen.“

Kaum hatte das Hamat gehört, da hieb er einen großen Ast von dem Baum ab, und es geschah so, wie es der Täuberich gesagt hatte. Aus einem kleinen Zweig schnitt er sich eine Rute. Dann ritt er auf seinem Flügelpferd nach der Insel Mendjeti. Dort sah er Hufspuren und folgte ihnen.

Er traf auf die Prinzessin Sodja mit ihrem Gefolge. Plötzlich und ohne Grund griff das Gefolge Hamat an, aber er schwang seine Rute und tötete alle. Nur Sodja blieb am Leben. Sie wollte sich wehren und drang auf Hamat ein. Er hätte sie mit seiner Zauberrute leicht töten können, aber er focht mit ihr mit gewöhnlichen Waffen den ganzen Tag und die ganze Nacht. Da kam der Riese Umar des Wegs. Er lachte über die beiden streitenden Menschlein und rief: „Ihr lächerlichen Zwerge! Was streitet ihr miteinander? Ihr seid ja beide gleich stark. Vertragt euch lieber!“ Da ließen die beiden voneinander ab und gelobten, in Zukunft in Güte miteinander zu leben. Hamat nahm Sodja zur Frau, und ein Jahr darauf bekamen sie eine Tochter, der sie den Namen Maja gaben.

Hamat hatte nicht gewußt, daß Sodja eine Geisterprinzessin war. Als er aber merkte, daß sie noch immer Umgang mit Geistern hatte und oft mit ihnen sprach, wurde sie ihm unheimlich. Er nahm Abschied von seiner Frau und ritt auf seinem Flügelpferd wieder zu der alten Gärtnerin.

Hier hörte er, die Tochter des Unterkönigs sei von einem



Räuberhauptmann entführt worden. Der Vater bat ihn um Hilfe und versprach ihm den Thron. Aber Hamat sagte: „Von Lohn will ich jetzt nichts wissen. Erst muß die Prinzessin gerettet werden. Sie hat treulos an mir gehandelt, aber jetzt ist sie in Not, und ich werde ihr helfen.“

Er schwang sich auf sein Pferd und ritt in den Wald. Bald hatte er die Räuberhöhle gefunden. Mit seiner Rute tötete er die Räuber und brachte die Prinzessin zu ihrem Vater zurück. Froh und glücklich dankte er Hamat und sagte: „Wir wollen gleich zum König gehen. Ich werde ihm sagen, daß du das Land von der Räuberplage befreit hast und daß du nun meinen Thron besteigst.“

Und wer saß auf dem Thron des Landeskönigs? Mamat! Die Brüder erkannten sich gleich, und ihre Freude war unbeschreiblich.

So hatte sich der Traum des Kapitäns erfüllt, wenn auch ganz anders, als dieser gehofft hatte.

Das goldene Armband

Auf Sulawesi lebte einst ein Fürst, der viele Schätze besaß. Eines Tages gab er einem Goldschmied den Auftrag, ihm zwei kunstvolle Armbänder zu schmieden. Er schickte seinen Diener mit der nötigen Menge Gold zu dem Goldschmied.

Als dieser das Gold zerschlug, kam ein durchsichtiger Stein zutage, in dem sich eine winzige Schlange bewegte. Sofort lief der Goldschmied zum Fürsten und zeigte ihm den Stein. Aber der Fürst glaubte, er wolle ihn zum Narren halten und wurde zornig. „Du lügst“, sagte er. „Ihr Goldschmiede seid alle Betrüger und arbeitet nur in eure eigene Tasche. Fertige mir die beiden Armbänder, wie ich sie von dir verlangt habe. Ich gebe dir kein Gramm Gold mehr dazu.“

Was sollte der Goldschmied tun? Er legte Gold von seinem eigenen Vorrat dazu und schmiedete die beiden Armbänder. Dann aber sagte er verärgert: „Nie mehr werde ich meine Kunst ausüben.“ Und er warf seine Werkzeuge ins Meer. Dann ging er in seine Kammer und ließ sich drei Tage lang nicht sehen.

Der Goldschmied hatte einen Sohn namens Duno. Der hörte am dritten Tage nach dem Vorfall eine geheimnisvolle Stimme, die sagte: „Unterm Haus liegen drei Fässer voll

Gold vergraben.“ Das hörten auch drei Diebe, die gerade am Hause vorbeigingen. Es war schon spät am Abend, und so warteten sie, bis alles schlafen gegangen war. Dann gruben sie heimlich und fanden tatsächlich drei Fässer. Aber es war kein Gold darin, sondern zahllose Schlangen ringelten sich ihnen entgegen. Da flüchteten sie schleunigst und verfluchten den Goldschmied, weil sie glaubten, er habe sie genarrt.

Am nächsten Morgen aber fand Duno die drei Fässer, und als er hineinsah, blinkte ihm eitel Gold entgegen. Sofort lief er zu seinem Vater und erzählte ihm, was er gefunden hatte. „Nimm das Gold nur, mein Sohn“, sagte der Vater. „Tue damit, was du willst.“ — „Wie wäre es“, fragte Duno, „wenn ich Handel triebe?“ Der Vater billigte sein Vorhaben. Da nahm Duno das Gold aus dem einen Fasse, kaufte dafür ein Schiff und belud es mit Reis. Dann nahm er Abschied von seinem Vater. „Lieber Sohn“, sagte der Vater, „ich gebe dir einen guten Rat mit auf den Weg. Wenn du einen Unglücklichen triffst, mußt du immer helfen. Kann zum Beispiel jemand, der in Not geraten ist, seine Schulden nicht bezahlen oder ist eine Familie so arm, daß sie einen Toten ohne Leichentuch beerdigen muß, dann hilf! Denke immer an meine Worte!“

Nun gab es ein fremdes Land, in dem es Brauch war, Schuldner unbeerdigt liegen zu lassen oder aber ihre Leiche in den Fluß zu werfen. Sorgte jemand für ihr Begräbnis, so nahm er damit stillschweigend die Schulden des Toten auf sich. Als Duno in dieses Land kam, sah er einen Toten auf dem Fluß entlangtreiben; er ließ ihn bergen und begraben. Der



Gläubiger des Toten hörte davon; er ging zu Duno und fragte ihn: „Du bist fremd hier im Lande, Kapitän. Warum tust du das?“ — „Weil ich helfen will“, antwortete Duno und bezahlte dem Gläubiger, was der Tote ihm schuldig geblieben war.

Nach ein paar Tagen traf Duno zwei Männer, die miteinander Streit hatten. „Weshalb streitet ihr euch?“ fragte Duno. „Ich habe ihm Geld geliehen, und er kann es mir nicht zurückzahlen“, war die Antwort. — „Und deshalb streitet ihr?“ sagte Duno. „Ich bezahle die Schulden.“ Und so tat er noch öfter.

Bald sprach die ganze Stadt davon, und alles lief nach Dunos Schiff und kaufte Reis. Schon nach kurzer Zeit hatte Duno die ganze Schiffsladung mit gutem Gewinn verkauft und kehrte nach Hause zurück. Er erzählte dem Vater, was er erlebt hatte, und der Vater lobte ihn sehr und freute sich über seinen tüchtigen Sohn.

Drei Monate später ging Duno wieder auf Fahrt. Er landete an einer fremden Küste und geriet mitten hinein in einen Aufruhr. Viele Leute liefen mit gezogenen Schwertern in den Straßen der Hafenstadt umher. Duno hielt einen Mann am Rock fest. „Was ist hier geschehen?“ fragte er. „Ein großer Herr ist gestorben“, war die Antwort. „Er hat viele Schulden hinterlassen. Nun wollen ihn seine Verwandten gern begraben, aber sie weigern sich, seine Schulden zu bezahlen.“ Duno dachte an seines Vaters Rat und befriedigte die Gläubiger. So kamen wieder Ruhe und Ordnung ins Land.

Dunos Großherzigkeit kam Baka, dem Fürsten des Landes, zu Ohren. Sofort sandte er einen Boten zu Duno und bat ihn

zu sich. Am nächsten Tag kam Duno in den Palast. Baka erwies ihm große Ehren und lud ihn an seine Tafel. Als sie beim Mahle saßen, merkte Duno, daß Baka traurig war. „Darf ich wissen, was Euch bedrückt?“ fragte Duno den Fürsten. Da antwortete Baka: „Ich denke an meine liebe Tochter. Seeräuber haben sie entführt; ich weiß nicht, ob ich sie jemals wiedersehen werde.“ — „Wie konnte das geschehen?“ fragte Duno.

Und Baka erzählte: „Eines Tages fuhr ich mit meiner Frau und meinen Kindern und der ganzen Hofgesellschaft nach einer Nachbarinsel. Mit zwanzig Schiffen fuhren wir hin und feierten ein großes Fest. Wir machten Musik, aßen, tranken, spielten und waren fröhlich und guter Dinge. Auf der Rückfahrt gerieten wir in ein schweres Unwetter. Der Sturm heulte, der Regen rauschte herab, die Wogen warfen ihre Spritzer aufs Deck. Unsere Schiffe wurden voneinander getrennt, und meine Tochter Ganda, der ich ein eigenes Schiff gegeben hatte, wurde von Seeräubern entführt. Niemand kann mir helfen.“

„Vielleicht kann ich dir helfen“, erwiderte Duno.

Als Duno wieder in See gegangen war, sah er Seeräuberschiffe, die Kurs auf sein Schiff nahmen. Da ließ er alle Segel reffen und an Deck Matratzen ausbreiten, die er mit roten, gelben und grünen Laken bedeckte. Dann befahl er dem Koch, köstliche Speisen, Kaffee, Tee, Zucker, Gebäck und Obst bereitzuhalten.

Als die Seeräuber merkten, daß man ihnen nicht feindlich begegnete, da entluden sie ihre Kanonen und legten ihre Waffen ab. Duno nahm ein dickes Bambusrohr und rief den Seeräubern zu, sie möchten als Gäste an Bord kommen.

Da legten die Seeräuber bei, sprangen an Bord und taten sich an den Speisen und Getränken gütlich. Danach sagte Duno zu dem Anführer: „Ich möchte dir zum Andenken an euern Besuch noch einen neuen Rock überreichen.“ Der Seeräubershauptmann pries Dunos Güte und erwiderte: „Ich werde dir deine Freundlichkeit vergelten. Wir haben neulich ein schönes Mädchen gefangen. Sie wird dir sicherlich Freude machen.“ Und er ließ das Mädchen an Bord bringen. Dann nahmen die Seeräuber Abschied und verließen das Schiff.

Am liebsten hätte Duno das schöne Mädchen sofort gebeten, seine Frau zu werden. Aber dann kam ihm der Gedanke, sich erst mit seinem Vater zu beraten. Er segelte heim und erzählte dem Vater, was er erlebt hatte. Er zeigte ihm auch das Mädchen. „Betrachte sie als deine Schwester“, riet ihm der Vater. „Sie hat ein artiges Wesen, sicher stammt sie aus einer sehr hohen Familie.“ Und Duno befolgte den Rat. Er baute dem Mädchen ein Haus, gab ihr Kleider, Schmucksachen und eine Sklavin, und jeden Tag besuchte er sie und fragte nach ihrem Wohlergehen. Einige Wochen später ging er wieder auf Fahrt. Als er sich von dem Mädchen verabschiedete, bat sie ihn: „Bruder, willst du mir einen Wunsch erfüllen? Bringe mir Garn von verschiedenen Farben mit!“

Duno kehrte bald zurück. Er hatte feines Seidengarn eingekauft, rotes, blaues, grünes und gelbes. Nun webte das Mädchen Kleider, Jacken und Hosen, und auf alle Stücke stickte sie den Namen ihrer Eltern.

Zwei Monate später fuhr Duno wieder mit einem Schiff voll Waren los. Bei der Abreise gab ihm das Mädchen die bestickten Sachen und sagte: „Nimm alles mit!“



Duno landete wieder im Reich des Fürsten Baka und bot am Hof seine Waren zum Kauf an. Als der Fürst die Kleidungsstücke mit den eingestickten Namen sah, fragte er Duno: „Woher hast du diese Sachen?“ — „Ein Mädchen hat sie gewebt“, antwortete Duno. „Sie lebt bei uns als meine Schwester. Seeräuber haben sie mir geschenkt.“ — „Das ist Ganda, meine Tochter!“ rief Baka. Er ließ Gandas Bräutigam rufen und befahl ihm, das Mädchen heimzuholen. Aber Duno sagte: „Sie ist meine Schwester, und ich werde sie selbst auf meinem Schiff herbringen.“ Er nahm den Bräutigam mit an Bord, und sie fuhren beide, Ganda ihrem Vater zurückzubringen.

Das Mädchen war sehr froh, als Duno ihr Nachricht von ihren Eltern brachte, aber als ihr Bräutigam sie auf das Schiff begleiten wollte, klammerte sie sich an Duno und bat: „Mein Bruder, laß mich nicht allein! Mein Bräutigam ist treulos und feige. Ich brauche deinen Schutz.“

Duno geleitete Ganda auf sein Schiff. Der Bräutigam mußte allein hinterhergehen.

Unterwegs geriet das Schiff in einen Orkan. Die Wellen gingen so hoch, daß der Steuermann die Richtung verlor. Duno stieg selbst auf den Mast und hielt Ausschau. Aber der Bräutigam kletterte heimlich hinterher und stieß Duno ins Wasser.

Ganda schöpfte Verdacht, als sie Duno nirgends fand. Sie meinte, sie hätte etwas ins Wasser fallen hören, aber ihr Bräutigam beruhigte sie: „Der Sturm hat dich getäuscht. Duno wird irgendwo auf dem Schiff sein“, sagte er.

Duno wurde an ein kleines Eiland getrieben. Am Morgen

beruhigte sich die See, und zwei Fischer kamen zu der Insel. Duno bat sie, ihn wieder an Bord zu bringen. Aber die Fischer wollten nicht: „Woher sollen wir die Zeit nehmen?“ sagten sie. „Wir müssen Fische fangen, sonst verhungern unsere Frauen und Kinder.“ Duno erzählte ihnen von seinem Unglück, und endlich fanden sie sich bereit, ihm zu helfen. „Wenn du in Zukunft alles, was du erwirbst, mit uns teilst“, sagten sie, „dann bringen wir dich zum Schiff zurück.“ — „Ich will euch geben, was ihr verlangt“, sagte Duno. Da ruderten ihn die Fischer zu seinem Schiff. Dieses hatte sich nämlich, seit Duno über Bord gefallen war, weder vorwärts noch rückwärts bewegen lassen und lag nicht weit von der Insel vor Anker. Kaum aber betrat Duno das Deck, da wand sich der Anker von allein hoch, und das Schiff fuhr wieder.

Ganda sagte zu Duno: „Bruder, bist du nicht gestern abend ins Wasser gefallen?“ — „Nein“, antwortete Duno. „Sicher hat der Sturm ein Stück Holz in die Wellen geschleudert.“ Aber Ganda ließ sich ihr Mißtrauen nicht nehmen.

In Bakas Land wurde das Schiff mit drei Kanonenschüssen begrüßt. Der Fürst empfing seine Tochter mit Musik. Die Sänfenträger brachten einen goldenen Tragstuhl für die Prinzessin.

„Setze dich zu mir in den Tragstuhl!“ sagte Ganda zu Duno. Aber er wehrte ab: „Ich bin ein geringer Mann. Das steht mir nicht zu.“ — „Dann gehe ich sofort zurück auf das Schiff“, sagte Ganda.

Nun traten die Minister hinzu und baten ihn einzusteigen.



Da setzte sich Duno neben Ganda in den Tragstuhl, und der Bräutigam mußte zu Fuß hinterhergehen.

Baka umarmte und küßte seine Tochter und gab ihr ein großes Fest. Am dritten Tage rief er die Räte und Ältesten des Volkes zusammen und fragte: „Welche Belohnung gebührt dem Retter?“ Noch ehe sich jemand zum Wort melden konnte, erhob sich Ganda und rief: „Gebt mich ihm zur Frau. Er war immer gut zu mir. Meinen Bräutigam aber verurteilt zum Tode. Als die Seeräuber kamen, hat er mich feige im Stich gelassen, und Duno hat er ins Wasser gestürzt, weil er hoffte, er würde den Tod finden.“

Sofort wurde der Bräutigam geholt, und er mußte seine böse Tat gestehen. Aber er zeigte keine Reue und beschimpfte Ganda und Duno so, daß die Räte beschlossen, ihn sehr hart zu bestrafen. Der Bräutigam wurde zum Tode verurteilt. Duno aber bekam Ganda zur Frau und wurde Thronfolger.

Nach der Hochzeit dachte Duno an seinen alten Vater. Er nahm Abschied von seiner Frau und fuhr nach Sulawesi. Er erzählte dem Vater, wie es ihm inzwischen ergangen war und fragte dann: „War es richtig, daß ich die Regierung angenommen habe?“ — Der Vater erwiderte: „Man hat dir große Ehre erwiesen, und das freut mich, aber ob du dir zutraust, zum Segen des Volkes König zu sein, mußt du selbst wissen.“ — „Es ist immer mein Glück gewesen, wenn ich deinen Rat befolgt habe“, sagte Duno.

„Wenn ich dir einen Rat gab, dann nur deshalb, um dir zum Glück zu verhelfen“, antwortete der Vater.

Lange Jahre regierte Duno in Frieden. Er hatte längst einen Sohn, der den Thron erben sollte.

Da erschienen eines Tages zwei Fischer am Hofe. Sie verlangten, den König unter sechs Augen zu sprechen und sagten: „Denkst du noch an unsere Abmachung? Gib uns unseren Anteil.“

„Von meinen Gütern könnt ihr die Hälfte bekommen“, erwiderte Duno. „Aber ich habe nur ein einziges Kind. Wer soll es erhalten? Verlangt ihr etwa, ich solle es mit dem Schwerte spalten?“

Da schämten sich die Fischer und verschwanden ohne ein Wort. Niemand hat sie je wieder am Hofe gesehen.

Und Duno lebte mit Ganda und seinem Sohn bis an sein Lebensende herrlich und in Freuden.

Gevatter Vogel

Vor vielen tausend Jahren hieß die große Insel Sumatra Indalas. Dort gab es, wie auch heute noch, viele verschiedene Länder und Völker, aber in manchen Gegenden sah es damals sehr wüst aus. Da verbündeten sich drei Könige, um Ordnung zu schaffen. Entjik Darat, der Herr der Erde, kümmerte sich um das Land, Entjik Alun, der Herr der Wellen, um die Flüsse und Seen, und Sang Burung, Gevatter Vogel, um das Wetter und die Jahreszeiten. Und bald konnten in Indalas alle Menschen froh und glücklich leben.

Nun gab es aber auch Menschen, die wurden habgierig. Sie jagten nur nach Geld und Gut und gönnten ihrem Nachbarn nicht die Brühe zum Reis. Sie selbst aber lebten in Saus und Braus und waren dabei so boshaft, daß sie nachts andere Menschen erschreckten, Steine gegen die Häuser warfen und die Stimmen von Gespenstern nachahmten. Sie zerstörten Fischreusen, zerrissen den Fischern die Netze, knickten die Obstbäume und vergifteten die Schweine und Hühner der armen Leute. Es kam ihnen nicht darauf an, einfach einen Menschen totzuschlagen, wenn sie mit ihm in Streit gerieten. Niemand konnte sich ihrer erwehren, denn sie waren reich und hatten eine große und mächtige Sippschaft. Die Armen



dagegen, die den ganzen Tag arbeiten mußten, wußten oft nicht, wer eigentlich zu ihrer Sippe gehörte. Wollten sie Blutrache nehmen, so hatten sie nur wenige waffenfähige Männer, während die Reichen alle zusammenhielten und zudem die besten Waffen in großer Zahl besaßen.

Da ergrimmete Entjik Darat und beriet mit Entjik Alun und Sang Burung, wie dem Übermut und den Freveltaten der Reichen ein Ende zu machen sei. Aber Sang Burung nahm die Sache nicht so ernst, wie die beiden anderen. Er meinte, Entjik Darat mache es schlimmer, als es sei, und störe die Beratung durch seine Späße. Da wurde Entjik Darat böse, und da die Könige zu jenen Zeiten zu zaubern verstanden, verwünschte er Sang Burung und rief: „Mögst du ein Vogel werden, der das Licht der Sonne scheut und sich nur nachts wohlfühlt.“ Und Sang Burung verwandelte sich in eine Eule, und da die Sonne, das Auge des Tages, ihm ins Gesicht sah, flog er eilends davon und suchte das Dämmer des Waldes.

Entjik Darat und Entjik Alun berieten allein weiter, aber es fiel ihnen nichts ein. Denn wenn Gevatter Vogel auch gerne spottete, er war der klügste unter ihnen und gab die besten Ratschläge, denn seine Gedanken flogen hoch.

Inzwischen war es Nacht geworden. Sang Burung saß als Eule auf einem Baum. Er überlegte traurig, was er nun tun sollte, und dachte über alles nach, was er gehört hatte. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, selbst nachzusehen, ob es die Reichen wirklich so schlimm trieben. Er nahm die Gestalt eines Bettlers an und ging durch die Straßen der Stadt Palembang, die so heißt, weil die Menschen dort unter größten

Mühen das sumpfige Gelände durch Knüppeldämme (palem-bang) tragfähig gemacht und eine Stadt gegründet haben.

Die armen Leute in den Vororten schliefen nach der anstrengenden Arbeit des Tages, aber in der Innenstadt hörte man viele Gamelanorchester musizieren. In der großen Festhalle waren die Reichen beisammen. Sie schmausten, tranken, tanzten und machten Glücksspiele um große Einsätze.

Da murmelte Gevatter Vogel: „So hatten Entjik Darat und Entjik Alun doch recht. Nun, ich werde die Herzen der Menschen prüfen.“

Und er drängte sich an den Türhütern vorbei und stand plötzlich in seinem Bettlergewand mitten im Festsaal unter all den geputzten und geschmückten Leuten. Kaum hatten sie ihn gewahrt, da riefen mehrere Stimmen: „Wer wagt es, uns zu stören? Was will der Kerl hier in seinen Lumpen? Wir geben nichts, hier wird nicht gebettelt.“

Aber Sang Burung ließ sich nicht einschüchtern. „Gemach, meine Herren“, rief er in den Saal, „gemach! Ich wollte euch nur etwas zeigen, was ihr alle nicht könnt.“

Dröhnendes Gelächter erfüllte den Saal. Das war doch zu komisch, daß solch ein verkommener Bettler ihnen etwas beibringen wollte. Und die meisten wandten sich wieder ihren Vergnügungen zu.

„Wer wagt die Wette?“ rief Sang Burung. Da horchten viele auf, denn Wetten waren beliebt — so beliebt, daß mancher Haus und Hof verwettete. Und als Sang Burung hinausging, folgten ihm doch einige.

Sang Burung riß einen Grashalm aus, lockerte die Erde mit dem Fuß und steckte den Grashalm wieder hinein.

„Wetten wir?“ rief Sang Burung. „Keiner von euch kann den

Halm herausziehen!“ Alle lachten und drängten sich herzu. Ein baumlanger, kräftiger, junger Mann faßte zuerst an und zog an dem Halm. Aber siehe! Der Grashalm blieb fest in der Erde. Der Mann mühte sich ab, seine Adern schwellen, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn, aber der Halm rührte sich nicht. Einer nach dem andern versuchte es, doch keinem glückte es, den Grashalm herauszuziehen.

„Laßt euch nur Zeit!“ rief Gevatter Vogel ihnen zu. „Ihr könnt ruhig weiter proben.“

Damit trat er hinter einen Pawan, einen Schicksalsbaum, verwandelte sich wieder in eine Eule und flog geradenwegs zu Entjik Alun. „Oh, Freund“, redete er ihn an, „ihr habt recht gehabt; ich habe mich selbst überzeugt, die Herzen der Menschen sind hart. Wir müssen sie bestrafen.“

„Aber wie?“ warf Entjik Alun ein. „Wir haben keinen Weg gefunden.“

Sang Burung erwiderte: „Du bist der Herr des Wassers. Kannst du nicht große Wogen kommen lassen, die das Land überschwemmen?“

„Kabul!“ sagte Entjik Alun, das heißt: ich willige ein.

Schnell flog Sang Burung zurück. Er sah, daß sich immer noch viele Menschen abmühten, den Grashalm aus der Erde zu ziehen. Schnell verwandelte er sich wieder in den alten Bettler, trat hinzu und sagte: „Wie schwach seid ihr doch!“ Dann faßte er den Halm mit den Fingerspitzen, zog ihn mühelos heraus und warf ihn dem nächsten vor die Füße.

Als alle noch verdutzt dastanden, rief Sang Burung: „Das Spiel hält euch zusammen. Aber ich habe dabei gesehen, daß ihr kein Herz habt für die Armen. Deshalb sollt ihr bestraft werden!“



Noch während er sprach, rollten die Wogen heran und verschlangen alles. Sang Burung aber hatte wieder Eulengestalt angenommen, schwebte über dem Wasser und stieß das Geheul aus, das noch heute den nächtlichen Wanderer erschreckt.

Die sich retten konnten, hatten seit der Zeit große Angst, wenn sie eine Eule rufen hörten. Und sie nannten die Eule von da an Burung hantu, das heißt „Spukvogel“ oder „Gespenstervogel“.

Aber gute Menschen fürchten den Schrei der Eule nicht.

Indjilai

Auf der Insel Sulawesi lebte in alten Zeiten ein König namens Indjilai mit seiner Frau Sapia und seinen beiden Söhnen.

Einmal ging der König mit seinen Dienern in seinem Lustgarten spazieren. Da sah er eine Turteltaube auf einem Feigenbaum sitzen. Sofort ließ er sich von einem Diener ein Blasrohr holen. Der König zielte auf die Turteltaube, aber mit seiner Treffkunst war es nicht weit her. Immerhin verletzte er die Taube an einem Flügel, und sie flatterte zu Boden. Ein Diener hob sie auf und brachte sie dem König.

Als der König nach der Taube griff, fing sie plötzlich an zu sprechen: „Herr, warum willst du mich töten? Was könnte mein Tod dir bedeuten?“ — „Ich will dich verspeisen, Turteltaube!“ erwiderte Indjilai. „Mein Fleisch reicht noch nicht einmal für dich und deine Kinder“, spottete der Vogel. „Ist es nicht besser, du läßt mich frei?“ — „Ich glaube doch, ich habe mehr davon, wenn ich dich verzehre“, meinte der König. „Und ich sage dir, du hast größeren Gewinn, wenn du mich freiläßt!“ sprach die Taube. „Gewinn? Was für ein Gewinn könnte das schon sein?“ fragte der König. „Wenn du mich freiläßt, dann fliege ich auf den untersten Ast des

Feigenbaumes und sage dir ein lehrreiches Wort. Dann fliege ich auf den mittleren Ast und sage dir noch ein lehrreiches Wort. Schließlich fliege ich auf den obersten Ast und sage dir nochmal ein Wort. Drei bedeutsame Worte wirst du von mir hören.“ Indjilai schwankte. „Wirst du dein Versprechen auch halten?“ fragte er. „Ja, mein König!“ antwortete die Turteltaube. „Dann lasse ich dich frei“, entschied der König und ließ die Taube aus seinen Händen.

Die Turteltaube flog nach dem Feigenbaum und setzte sich auf den untersten Ast. Dort blieb sie ruhig sitzen und blickte auf den König herab. Ungeduldig fragte Indjilai: „Willst du nicht reden?“ — „So höre, o König! Was ich dir sagen werde, hat mein Großvater meinem Vater gesagt, und mein Vater hat es mir gesagt. Du wirst merken, daß es nützliche und wahre Worte sind. Dies sage ich dir zuerst: Wenn jemand einen Bericht vorträgt oder seine Meinung kundgibt oder eine Geschichte erzählt, so prüfe alles wohl und glaube nur das, worin du einen vernünftigen Sinn erkennst.“

Die Taube flog auf den mittleren Ast. „Nun höre weiter! Bereue nie eine Tat, die einmal geschehen ist. Hast du etwas getan, so macht fruchtloses Grübeln und Jammern es nicht ungeschehen.“

Nun flog die Taube auf den höchsten Ast des Feigenbaumes und rief: „Und jetzt höre mein drittes und letztes Wort: Du bist ein Tor! Hättest du mich festgehalten und getötet und mir den Leib aufgeschnitten, so hättest du in meinem Magen drei Rubine gefunden, jeder so groß wie ein Entenei.“ Damit schwirrte die Taube davon.



Der König geriet außer sich vor Zorn und lief ihr nach. Drei Tage und drei Nächte verfolgte er sie vergeblich, dann endlich sah er die Taube in einem großen Dornenbusch sitzen. Ungestüm wollte er nach ihr greifen. Aber die Dornen hielten ihn fest. Sie zerrissen ihm die seidenen Gewänder und stachen ihn blutig.

„Jetzt ist deine Torheit offenbar geworden“, höhnte die Taube aus den Zweigen. „Du hast weniger Verstand als ein Tier. Erst hast du mich freigelassen; wer aber gibt fort, was er in Händen hat? Dann hat dich die Reue über deine Torheit blind gemacht. Wie ein Irrer bist du hinter mir hergelaufen. Sagte ich dir nicht, daß es sinnlos ist, eine Tat zu bereuen? Du hast dich abgehetzt, die Dornen haben deinen Leib zerschunden und deine Kleider so zerfetzt, daß der geringste Bettler sich ihrer schämen müßte. Sagte ich dir nicht, du solltest nur glauben, was einen vernünftigen Sinn hat? Mein Leib ist nicht größer als ein Entenei, und da glaubst du Narr, ich hätte drei ebenso große Rubine in meinem Magen? Du willst ein König sein und begreifst nicht, welchen Unsinn ich dir erzählt habe?“

Damit flog die Turteltaube davon. Der König rieb sich die Glieder, schämte sich seiner zerrissenen Kleider und schlich nach Hause. Aber seine Torheiten waren schon auf der ganzen Insel bekannt geworden. Die Kaufleute erzählten die Geschichte ihren Käufern. Die Fischer riefen sie nach den vorbeifahrenden Booten hinüber. Die Bauern vergaßen ihren Reisbrei zu essen, weil sie vor Lachen keinen Bissen in den Mund bekamen. Die Frauen ließen ihre Webstühle im Stich und schwatzten mit den Nachbarinnen. Die Lehrer konnten nicht unterrichten, weil die Kinder nicht aufhörten, über

den König zu spotten. Auch den Reichsräten kam die Sache zu Ohren, und schon am nächsten Tag trat der Reichsrat von selber zusammen. Der König wurde seiner Würde enthoben. Bei der Abstimmung sprach keiner für den König. Einer der Räte erzählte beim nächsten Palmweinumtrunk, es sei so still geblieben, man hätte hören können, wie eine Fliege von Sulawesi (Celébes) nach Kalimantan (Borneo) flog. Der oberste Minister wurde zum König geschickt und teilte ihm mit, was der Reichsrat beschlossen hatte.

Indjilai wollte es nicht fassen. Noch als er einige Tage später mit seiner Gemahlin Sapia im Garten saß, meinte er: „Meine Untertanen, besonders die Reichsräte, haben kein Herz. Sie vertreiben mich vom Thron, und ich weiß gar nicht recht, warum eigentlich.“ Sapia aber wurde unmutig und rief: „Was hilft dein Jammern! Laß uns lieber daran denken, was nun aus uns werden soll.“

Nach langem Grübeln kamen sie überein, das Land zu verlassen. Ihre beiden Söhne nahmen sie mit sich. Sie wanderten und wanderten und kamen endlich an ein großes Feld, in dessen Mitte ein hoher Baum stand. In diesem Baum hatte die Turteltaube, durch die der König ins Unglück geraten war, ihr Nest. Es war gerade Mittag, und die Sonne stach. Da setzte sich die Königsfamilie unter den Baum nieder, um zu ruhen. Der jüngste Sohn entdeckte bald das Nest und bat den Vater: „Hole mir die jungen Turteltauben herunter. Ich will mit ihnen spielen.“ Aber Indjilai erwiderte: „Eine Turteltaube hat uns Unglück gebracht. Ich hole dir die Jungen nicht.“ Aber das Kind ließ nicht ab zu bitten, mit Worten und mit Tränen. Da gab der Vater schließlich

nach. Er kletterte auf den Baum und nahm der Turteltaube, die gerade ausgeflogen war, die Jungen aus dem Nest.

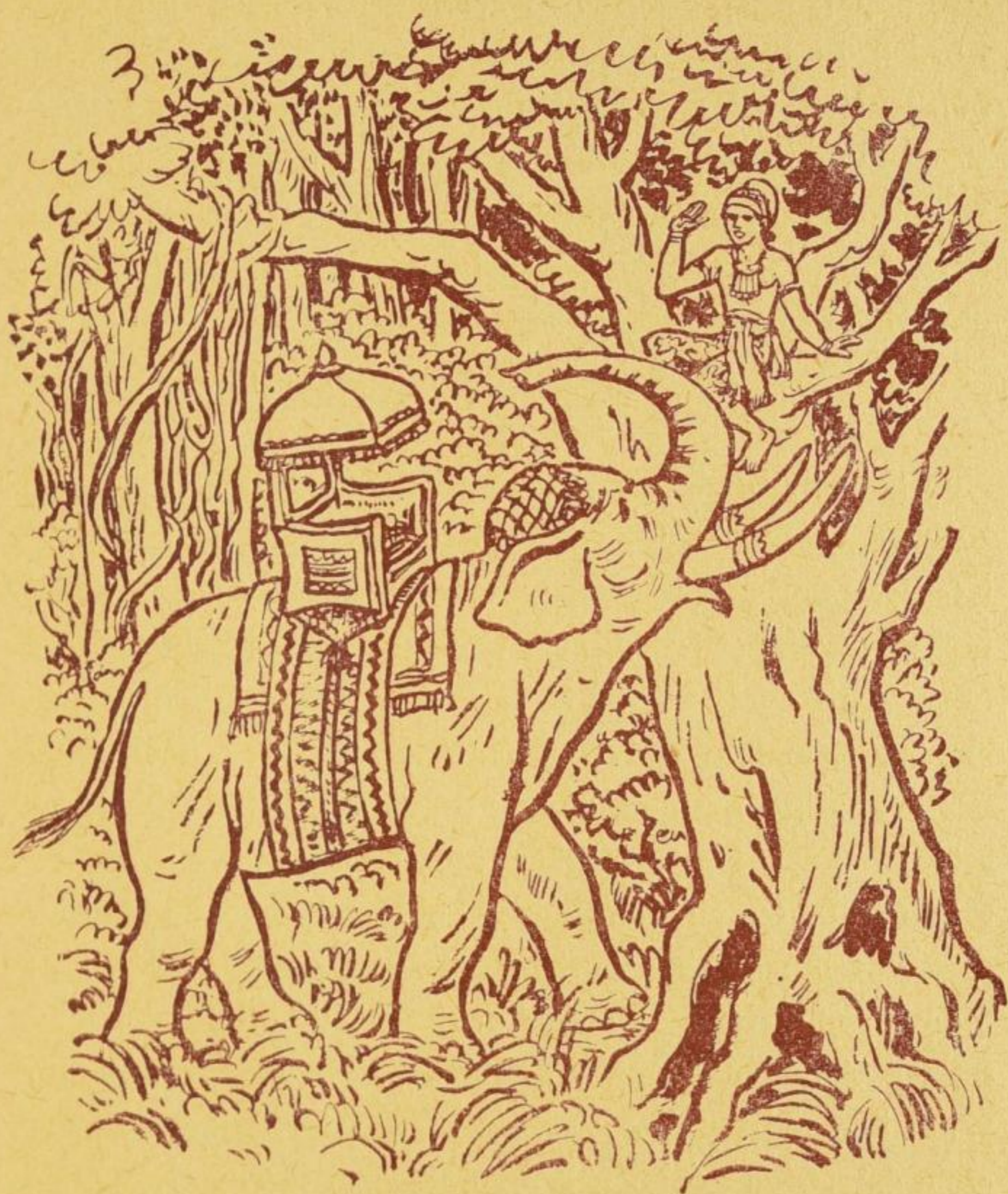
Als die Taube zurückkehrte, fand sie das Nest leer und sah den Prinzen mit ihren Jungen spielen. Da betete sie zu Allah: „Erhöre mich, oh Herr! Trenne sie voneinander, den Gatten von der Gattin, die Eltern von den Kindern, so wie sie mich von meinen Kindern getrennt haben.“ Und Allah hörte das Gebet der Turteltaube.

Die Sonne neigte sich. Da sprach der König zu seinem Sohn: „Du hast deine Freude gehabt. Nun gib mir die Täubchen, damit ich sie in ihr Nest zurückbringen kann.“ Und er klomm auf den Baum und legte der Turteltaube ihre Jungen wieder ins Nest. Dann zog die Familie weiter. Gegen Abend kamen sie in einen Wald und bald danach an einen breiten Fluß. Inzwischen war es so dunkel geworden, daß man nicht mehr bis ans andere Ufer sehen konnte. Das Wasser war zu tief zum Hinüberwaten. Endlich fand Indjilai einen kleinen Kahn, aber er war so klein, daß höchstens drei Menschen darin Platz hatten. Da sagte Indjilai zu seiner Gattin: „Ich werde dich zuerst übersetzen; dann kehre ich zurück und hole die Kinder.“ Sapia willigte ein. Indjilai hieß die beiden Jungen unter einem Baum sitzen bleiben und auf ihn warten. Dann hob er seine Frau in den Kahn und brachte sie über den Fluß.

Die beiden Knaben blieben ruhig unter dem Baum sitzen und warteten. Da kam ein Fischer am Ufer entlang gefahren. Er sah die Kinder, und es jammerte ihn, daß sie so allein und verlassen waren. „Ach, ihr Armen!“ sagte er. „Über Nacht könnt ihr nicht hier im Walde bleiben. Ich will euch

mit mir nehmen!“ Und er trug sie in sein Boot und brachte die Kinder zu seiner Frau.

Inzwischen hatte der König seine Frau am anderen Ufer abgesetzt und kehrte nun zurück. Wo waren die Kinder? Verzweifelt suchte Indjilai und geriet dabei immer tiefer



in den Wald. Er rief und horchte, aber die Knaben waren wie vom Erdboden verschwunden.

Sapia war allein zurückgeblieben und wartete auf ihren Mann und die Kinder. Da fuhr ein Kaufmann auf seinem Schiff den Fluß herab. Er sah die Frau allein am Ufer sitzen, ging an Land, holte sie auf sein Schiff und segelte mit ihr davon.

Der König war vom langen vergeblichen Suchen müde geworden. Er fuhr ans andere Ufer, um seiner Frau die traurige Botschaft zu bringen. Aber nirgends konnte er Sapia finden. Verzweifelt durchstreifte er den Wald; er klagte, aber der Wald gab ihm keine Antwort. So irrte er umher, und das Herz wollte ihm schier zerspringen vor Schmerz und Leid um seine Frau und seine lieben Kinder.

*

Nun geht die Erzählung zu etwas anderem über.

Es war da ein Land, das hieß Beladunipi. Dort war der König gestorben, und das Gesetz des Landes gebot, daß er nicht beerdigt werden durfte, bevor sein Nachfolger ernannt war. Den neuen König pflegte man auf dem Reichselefanten einzuholen. Die Reichsräte hatten aber noch keinen neuen König gefunden, und da man mit der Beerdigung unmöglich noch länger warten konnte, beschlossen sie, den Reichselefanten einfach in den Wald zu treiben, und hofften, er werde ihnen schon einen König bringen.

Sie banden das Tier los, und der Elefant trottete von selbst immer tiefer in den Wald hinein. Es war aber derselbe Wald, in dem Indjilai noch immer umherirrte, und es dauerte nicht lange, da sah sich der König dem riesigen Elefanten

gegenüber. Vor Schreck kletterte er schnell auf einen Baum. Der Elefant trabte nach dem Baum hin, machte halt und rief: „Indjilai, steig herab und setze dich auf meinen Rücken. Sonst wird es dir schlecht ergehen!“ Erstaunt fragte der König: „Was soll ich auf deinem Rücken?“ — „Ich will dich in das Land Beladunipi tragen“, erwiderte der Elefant. „Der König dieses Landes ist tot, und ich soll einen Nachfolger bringen, weil anders keiner gefunden werden kann.“ Das lockte Indjilai. Er stieg vom Baum herab und setzte sich auf den Rücken des Elefanten. Dieser brachte ihn eilends nach Beladunipi. Das Volk und die Reichsräte begrüßten den neuen König und huldigten ihm. Der tote König wurde begraben, und Indjilai übernahm die Herrschaft.

„Jetzt darfst du keine Torheiten wieder begehen“, dachte er. Er nahm seinen Verstand zusammen und sorgte gut für das Land. Er regierte gerecht und tat nichts, ohne die Reichsräte zu fragen. Sein Ohr war dem Volke offen, und jeder, der Rat und Hilfe brauchte, fand Einlaß in den Palast, ohne daß der Türhüter nach seinem Namen fragte. Der Reis gedieh, und die Ernte war so gut wie noch nie. Alles war im Überfluß vorhanden. Der Handel blühte; Reisende, Fischer und Kaufleute strömten zusammen. Niemals hatte das Volk in Beladunipi so eine gute Zeit gehabt. Nur in einem war das Volk mit dem neuen König nicht zufrieden. Warum hatte er keine Frau? Es betrückte sie, daß er so allein blieb, und sie verstanden nicht, warum er ihnen keine Königin gab.

Nun muß noch erzählt werden, daß die Turteltaube, als sie ihre Jungen wieder hatte, noch einmal betete: „Allah, verzeihe mir meine Übereilung. Ich habe meine Kinder wieder,

ich will keine Rache. Führe den König wieder mit seiner Gemahlin zusammen, und gib den Kindern die Eltern zurück.“ Und Allah erhörte ihr Gebet.

*

Und wieder geht die Erzählung zu etwas anderem über. Der Fischer, der die Königskinder zu sich genommen hatte, hörte von der Güte und der Gerechtigkeit des neuen Königs. Er besprach sich mit seiner Frau und sagte: „Ich habe lange darüber nachgedacht. Am Hofe wird es den Knaben besser gehen als bei uns. Sie werden in den feinen Sitten unterrichtet, und das wird gut für sie sein, denn ich denke immer, sie sind von vornehmer Herkunft. Unser Dorf gehört noch zum Reiche Beladunipi, da wird mich der König nicht abweisen.“ Die Frau war es zufrieden. Sie zog den Kindern saubere Kleider an und rieb sie mit wohlriechendem Öl ein. Dann machte sich der Fischer mit ihnen auf den Weg zum König.

Sie kamen zu dem Palast und traten in die Empfangshalle. Der Fischer kannte die Sitte und blieb nicht an der Wand stehen, sondern setzte sich auf die Matte für die Besucher, führte den Gruß aus, indem er die Hände zusammenlegte und die Stirn berührte und wartete, bis er angeredet wurde. Indjilai lächelte ihm zu und fragte nach seinem Begehre. „Meine Frau und ich, wir bringen dir unsere Kinder“, antwortete der Fischer. „Sie sollen deine Diener sein und die Sitten des Hofes lernen.“ — „Du hast zwei hübsche Knaben. Ich will sie gerne aufnehmen und danke dir sehr!“ sagte der König. Und der Fischer verneigte sich und kehrte allein zu seiner Frau zurück.

Der König erkannte die Knaben nicht, denn sie waren inzwischen groß und kräftig geworden, und diese wiederum erkannten ihren Vater nicht. Hier war alles viel schöner als in ihrer alten Heimat. Dazu hatte der Vater durch seinen vielen Kummer Falten und Runzeln bekommen, die ihn älter erscheinen ließen. Die Knaben gewannen durch ihr artiges Wesen bald das Herz des Königs, und er ernannte sie zu seinen Beteldosenträgern. Die Sitte forderte nämlich, daß der König seinen Leuten Betel spendete, und so gingen stets zwei junge Burschen mit goldenen Beteldosen hinter ihm her.

Und die beiden Knaben wuchsen zu stattlichen Jünglingen heran.

*

Und noch einmal geht die Erzählung zu etwas anderem über.

Auch der Kaufmann, der Sapia auf seinem Schiff entführt hatte, hörte, wie herrlich die Leute im Reiche Beladunipi unter dem neuen König lebten und welche gute Geschäfte man dort machen konnte. Er belud sein Schiff mit Waren und fuhr bei günstigem Wind los. Im Hafen angekommen, warf er Anker und begann, seine Waren feilzubieten. Nach drei Monaten hatte er alles verkauft und nahm in sein Schiff nun Waren aus dem fremden Land, soviel er zu tragen vermochte. Ehe er abfuhr, wollte er dem König seine Aufwartung machen. Er wählte einige Geschenke aus und ging nach dem Palast, um sie dem König zu überreichen.

Indjilai war sehr erfreut und dankte dem Kaufmann. „Warum besuchst du mich erst heute?“ fragte er ihn. Der Kaufmann

aber erwiderte: „Das ist so bei uns Kaufleuten, wir haben immer zu tun, Waren einzukaufen und zu verkaufen, die Käufer zufriedenzustellen, Geld einzukassieren und auch Geld auszuleihen. Dazu bin ich noch Kapitän und führe mein Schiff selbst. Nun aber habe ich alles geordnet, und morgen will ich wieder Segel setzen.“ — „Hast du es so eilig, hier wegzukommen? Bleibe doch noch eine Weile“, sagte der König. „Ihr müßt verstehen, als Kaufmann rechne ich so: Ich habe hier gute Geschäfte gemacht und will schnell neue Waren holen, die ich hier verkaufen kann. Ein andermal komme ich gerne“, meinte der Kaufmann.

„Dann sei wenigstens heute abend mein Gast!“ bat der König. „Gut“, sagte der Kaufmann, „ich werde heute abend kommen.“ — „Aber warum willst du erst noch einmal weggehen?“ fragte der König. „Du kannst gleich hierbleiben.“

„Ich habe meine Frau auf dem Schiff“, sagte der Kaufmann. „Es ist niemand bei ihr, dem ich trauen kann. Auf dem Schiff ist lauter fremdes Volk, und ich muß erst jemanden zu ihrem Schutz finden.“ — „Wenn das so ist“, sagte der König, „dann weiß ich Rat. Meine beiden Beteldosenträger sind stattliche Jünglinge, auf die ich mich verlassen kann. Wenn ich sie auf dein Schiff schicke, ist es genauso, als ob ich selber ginge und Wache hielte.“ Der Kaufmann dankte höflich und erwiderte: „Dann füge ich mich deinem Wunsch, mein König.“

Der König winkte den Beteldosenträgern. Sie hockten sich mit gekreuzten Beinen vor dem König auf den Boden und hörten, was er ihnen zu sagen hatte. „Ihr bekommt einen ehrenvollen Auftrag“, sagte der König. „Dieser Kaufmann hat sein Schiff unbeaufsichtigt im Hafen liegen. Geht sofort

an Bord des Schiffes und übernehmt die Wache! Die Gattin des Kapitäns muß vor allem Übel bewahrt werden. Ich lege es euch ans Herz: Schlaft nicht, sondern haltet Wache!“ Die Jünglinge gelobten Gehorsam. Der König ermahnte sie noch einmal: „Macht mir keine Schande! Ihr kennt das Gesetz und wißt, daß jedermann hingerichtet wird, der die Ehre einer Frau antastet. Ihr wißt, was ihr zu tun habt!“

Als die Sonne unterging, gingen die Jünglinge an Bord und stellten sich vor die Tür der Kajüte. „Ich werde die erste Wache übernehmen“, meinte der ältere. „Du kannst erst einmal schlafen. Wenn ich müde werde, wecke ich dich, und du löst mich ab.“ Der jüngere war es zufrieden, legte sich in eine Ecke und schlief sofort ein.

Der ältere hielt die ganze Nacht Wache. Aber als der Morgen anfang zu dämmern, überkam ihn die Müdigkeit. Er weckte seinen Bruder und sagte: „Ich bin schläfrig, stehe auf und löse mich ab!“ Der jüngere aber gähnte und sprach: „Ich mag nicht. Mir geht der Schlaf über alles.“ Damit drehte er sich auf die andere Seite und schlief weiter.

Da wurde der ältere böse: „Bruder, stehe auf!“ rief er. „Wie kannst du so ehrlos handeln? Du bist aus vornehmer Familie. Aber immer mußt du Unglück heraufbeschwören. Hast du vergessen, was du mit deinem Trotz angerichtet hast? Schon damals hast du nicht auf den Vater gehört, und wir sind alle ins Unglück geraten. Weißt du nicht mehr, wie wir mit den Eltern unterm Baum saßen, und du durchaus die Jungen der Turteltaube haben wolltest? Hätte doch unser Vater nicht nachgegeben. Was haben wir nun davon? Wo unser Vater hingekommen ist, das weiß kein Mensch;

vielleicht hat ihn ein Räuber getötet; vielleicht hat ihn ein Krokodil verschlungen; vielleicht ist er vor Hunger und Durst umgekommen. Und unsere Mutter?“ So stritten sie heftig miteinander.

Sapia, die Frau des Kaufmanns, die schon aufgestanden war und sich gerade das Haar kämmte, hörte in ihrer Kajüte die Worte. Sie schrie auf, ließ den Kamm fallen, öffnete die Kajütentür und rief immer wieder: „Meine Kinder! Es sind meine Kinder!“ Und sie umarmte ihre Söhne und küßte sie unter Tränen.

Die Schiffsmannschaft war durch Sapias Schreie aufgeweckt worden. Mehrere Matrosen liefen hinzu, um zu helfen. Da fanden sie Sapia und die beiden Jungen. Die Knaben hatten ihre Mutter erkannt und hielten sie innig umschlungen. Als die Matrosen das sahen, riefen sie: „Die Beteldosenträger wollen der Frau ein Leid antun, darum weint sie. Seht sie an! Gleich zu zweit! An der Frau des Kapitäns vergreifen sie sich. Deshalb weint die Ärmste!“

Die beiden Söhne erschrakten, als sie das hörten. Gewandt wie Katzen liefen sie davon, schwangen sich über die Reling und schwammen ans Land. Aber die Matrosen kamen hinter ihnen her. Das Schreien und Rufen veranlaßte die Leute, am Ufer stehenzubleiben. Als die Jungen und die Matrosen an Land gekommen waren, wurden sie sofort von einer neugierigen Menge umringt. Die Matrosen erzählten, was nach ihrer Meinung geschehen war. Die Jungen wollten sich verteidigen, aber alles schrie durcheinander, und sie drangen nicht durch. Es hörte sich an, wie wenn Affen im Urwald zum Abend lärmen, und das Schreien der Frauen klang wie das Miauen von Katzen im Mondschein.



In wenigen Minuten wußte die ganze Stadt von dem Vorfall. Wie die Spreu in alle Winde zerstreut wird, wenn man Getreide worfelt, so waren Wortfetzen nach allen Seiten geflogen. Jeder, der ein paar Worte aufgeschnappt hatte, wollte Genaueres wissen, und so nahm das Volksgemurmel stetig zu. Es summte, als ob Hummelschwärme durch die Luft flögen, und es brauste, als ob ein Sturm im Anzug wär und die Wellen an den Riffen brandeten.

Der König Indjilai wollte gerade seinen morgendlichen Betel nehmen, da hörte er den Lärm. Er rief seinen Diener und fragte ihn, was da draußen los sei. Der Diener berichtete, was er wußte. Beschämt sagte der König vor sich hin: „Was soll mein Gast von mir denken? Welche Schande für mich!“ Und sein Gesicht wurde zornrot wie die Schale eines gekochten Krebses. Er öffnete die Tür zum Vorsaal, in dem sich die Wachen aufhielten, und rief: „Eilt sofort nach dem Hafen! Ergreift die ruchlosen Beteldosenträger und fesselt sie!“

Noch ehe der König seinen Betel zu Ende gekaut hatte, meldete der Wachhabende: „Die Missetäter stehen gefesselt im Vorsaal.“ — „Ich will sie nicht sehen“, sagte der König. „Ruft den Sendboten!“

Emuru, der Sendbote, erschien. „Was befiehlt mein König?“ fragte er und verneigte sich. „Bringe die Beteldosenträger zu den Henkermeistern. Sie sollen sofort hingerichtet werden zur gerechten Strafe dafür, daß sie meinen Gastfreund zu Schanden gebracht haben.“ — „Wie du befehlst, mein König“, sagte Emuru, und er ging mit den beiden Beteldosenträgern davon.

Der König von Beladunipi hatte drei Henker, Halike, Katile und Taine. Jeder wohnte in einem anderen Dorf. Emuru begab sich zunächst zu Halike und sagte: „Der König hat befohlen, daß seine beiden Beteldosenträger hingerichtet werden.“

Der Henker fragte: „Was haben sie Böses getan?“ Emuru erzählte, was er gehört hatte. „Hat man eine Untersuchung angestellt?“ fragte Halike. „Hat man die beiden verhört?“ Als Emuru verneinte, sagte der Henker: „Dann werde ich sie nicht töten. Unser Gesetz sagt, daß niemand bestraft werden darf, wenn nicht er und alle Zeugen verhört worden sind vom Anfang bis zu Ende. Jawohl, vom Anfang bis zu Ende. Und dann — jedermann weiß, daß die beiden Jünglinge des Königs Lieblinge waren. Wie nun, wenn der König seinen Beschluß morgen bereute? Ich will dir ein Beispiel erzählen:

Es war einmal ein großer König. Der hatte einen Wahrsager am Hofe, dessen Voraussagen sich bisher stets erfüllt hatten, deshalb stand er beim König in großer Gunst. Eines Tages kam ein Erdbeben über das Land, und ein Flügel des Palastes stürzte ein. Der König rief den Wahrsager zu sich und befahl ihm: „Suche aus dem Glückskalender einen günstigen Tag für den Neubau!“ Der Wahrsager berechnete die astronomischen Zeichen im Kalender und meldete dem König: „Die Tierkreiszeichen besagen: Wer am Freitag Mittag mit dem Hausbau beginnt, dessen Haus wird man ein goldenes Haus nennen. Übrigens bringen auch Bäume und Sträucher, die Freitag Mittag gepflanzt werden, goldene Früchte.“ Der König befahl den Bauleuten, den neuen Palast am Freitag zu bauen, aber sie sollten sich beeilen und sich auch nicht zu

viel Mühe damit machen, denn das Haus würde ja von selbst golden. Dann wartete er, daß sich die Prophezeiung erfüllte. Aber es geschah nichts. Der Palast blieb, wie er war. Da geriet der König in Zorn und ließ den lügnerischen Wahrsager hinrichten.

Ein paar Tage später brachte der Gärtner dem König eine goldene Banane. Erstaunt fragte der König: „Woher hast du die? Eine solche Banane sehe ich zum erstenmal in meinem Leben.“ — „Vor einiger Zeit hörte ich dich, mein König, mit dem Wahrsager sprechen“, sagte der Gärtner. „Der Wahrsager erzählte, alle Bäume und Sträucher, die Freitag Mittag gepflanzt würden, brächten goldene Früchte. Da ich gerade eine Banane pflanzen wollte, wartete ich bis zu dieser Zeit. Und heute habe ich die erste goldene Frucht geerntet. Der Mann hat also wahr gesprochen.“ — „Aber ich habe doch auch am Freitag bauen lassen; wie kommt es, daß mein Haus nicht golden geworden ist?“ fragte der König. „Du bist im Unrecht, mein König“, antwortete der Gärtner. „Du hast die Stunde nicht genau eingehalten. Der Wahrsager hatte ausdrücklich gesagt Freitag Mittag. Aber die Sonne war längst über Mittag hinaus, als deine Leute mit dem Bau begannen.“

Da schämte sich der König und sagte vor allem Volk: „Ich bereue von ganzem Herzen, daß ich den Wahrsager töten ließ. Er war ein guter Wahrsager, und ich bin an ihm zum Mörder geworden.“

„Siehst du, mein Freund“, schloß Halike, „du hast gehört, wie es zugeht, wenn man das Recht mißachtet. Sage dem König, er möge die Jünglinge verhören. Ich töte niemanden, der nicht vorher gehört worden ist. Wenn sich herausstellt,

daß die Jünglinge schuldig sind, muß ich sie hinrichten — aber auch nur, wenn sie den Tod wirklich verdienen.“

Emuru mußte dem Henkermeister im tiefsten Herzen Recht geben, wagte aber nicht, mit diesem Bescheid zum König zurückzukehren. Er beschloß, den zweiten Henkermeister, Katile, aufzusuchen.

Die Antwort Katiles glich der Antwort Halikes wie ein Reiskorn dem anderen. Auch Katile fragte, ob man ein Verhör mit den Übeltätern angestellt habe. Und er fing ebenfalls an zu erzählen:

„Ein König hatte eine einzige Tochter. Sie war jung und schön, und wenn sie bei ihren Gespielinnen stand, sah sie aus wie der goldene Mond unter lauter funkelnden Sternen. Ihr Name war Muna. Einst hatte ihr der König einen zahmen Kakadu geschenkt. Sie hatte den Vogel sehr lieb gewonnen, aber sie hatte ihn verzogen, und er fraß nur, wenn sie selbst ihn fütterte. Muna konnte mit dem Vogel sprechen wie mit einem Menschen. Täglich brachte ihr der Kakadu Früchte, selbst zu den Jahreszeiten, wo gar keine zu reifen pflegten.

Eines Tages brachte der Kakadu Muna eine Frucht, die das Mädchen noch nie gesehen hatte. Erstaunt fragte es den Vogel: „Was ist das für eine sonderbare Frucht, Kakadu? Schmeckt sie gut?“ — „Aber ja!“ antwortete der Vogel. „Sie schmeckt süß und ölig, und ihr Saft erfrischt.“ — „Hat sie auch sonst noch einen Nutzen?“ fragte die Prinzessin. „Keine Frucht der Welt verleiht solche Kraft wie diese“, sagte der Kakadu. „Sie hielt alle Krankheiten. Und mehr noch! Wenn ein häßlicher Mensch diese Frucht ißt, wird er schön. Einem

Gefangenen gibt sie solche Kraft, daß er seine Ketten einfach abschüttelt.“ — „Wenn das so ist, wie du sagst“, meinte die Prinzessin, „dann will ich die Frucht doch lieber in die Erde legen, damit wir mehr solche Früchte bekommen.“

Muna pflanzte die Frucht, und in kurzer Zeit erwuchs daraus ein Baum, der schnell groß wurde und bald voller Früchte hing. Da rief Muna ihre Dienerin und sagte: „Mädchen, pflücke eine von den Früchten, schäle sie und bringe sie mir!“ Die Dienerin tat, wie ihr geheißen war. Als Muna die Frucht auf dem Teller liegen sah, fand sie, daß sie geschält nicht mehr so schön aussah, und plötzlich kamen ihr Zweifel, ob die Frucht nicht etwa giftig sein könnte. Sie besprach sich mit ihrer Dienerin. „Gib doch die Frucht einem Huhn zu fressen“, riet ihr das Mädchen. „Wir wollen aufpassen, was mit ihm geschieht.“ — „Dein Rat ist gut“, sagte Muna. Die beiden Mädchen traten ans Fenster. „Kur, kur!“ lockte Muna, und die Dienerin warf einem Huhn die Frucht hin. Das Huhn pickte an der Frucht, und sofort fiel es tot um. Die Prinzessin wurde zornig und rief: „Pfui! Der böse Kakadu! Er wollte mich töten; die Frucht ist von einem Giftbaum. Geh, Mädchen, drehe dem Vogel den Hals um!“ Und die Dienerin tötete den Kakadu.

Eines Tages wurde beim Sulewatang, einem hohen königlichen Würdenträger, etwas gestohlen. Der Dieb wurde erappt und vor den König gebracht. Muna sah, wie der Dieb gefesselt in die Empfangshalle geführt wurde, und da sie immer noch an den Baum mit den eigenartigen Früchten dachte, bat sie den Reichsrat, auch ein Wort mitreden zu dürfen. Und sie schlug vor, den Übeltäter an den Giftbaum zu binden. So geschah es. Bisher hatte noch niemand ge-

wagt, von den Früchten zu essen, denn die schnellen Zungen der Mädchen Munas, ihrer Dienerinnen und Spielgefährtinnen, hatten dafür gesorgt, daß die Mär von den giftigen Früchten die Runde gemacht hatte.

Als es Nacht wurde, begannen die Früchte so süß zu duften, daß der Dieb nach einer Frucht schnappte, die ihm gerade in den Mund hing. Die Frucht schmeckte überaus gut. Nach kurzer Zeit fühlte sich der Gefesselte so stark, daß er seine Ketten zerbrechen konnte.

Am anderen Morgen ging der Dieb nach dem Palast und ließ sich dem König melden. Der König empfing ihn, aber er erkannte ihn nicht und fragte nach seinem Begehr. „Erkennst du mich nicht, mein König?“ fragte der Dieb erstaunt. „Ich bin der Dieb, den der Reichsrat gestern verurteilt hat.“ — „Aber man hat dich doch an den Giftbaum gebunden“, sagte der König. „Wer hat dich befreit?“ — „Niemand hat mich befreit“, sagte der Dieb. „Ich habe eine von den Früchten gegessen. Danach fühlte ich solche Kräfte in mir, daß die Ketten wie von selbst zersprangen.“ — „Und schön bist du geworden!“ sagte der König voll Staunen, „über alle Maßen schön. Wie ist das bloß möglich? Die Früchte sind doch giftig.“ — „Woher weißt du, daß sie giftig sind?“ fragte der Dieb. — „Wie sollte ich es nicht wissen?“ antwortete der König. „Ein Huhn, das an einer Frucht gepickt hat, war sofort tot.“ — „Ja“, sagte der Dieb, „aber in jene Frucht hatte eine Schlange gebissen, und ihr Gift hat das Huhn getötet.“

Der König rief Muna und ließ den Dieb alles noch einmal erzählen. Da weinte Muna bitterlich um ihren Kakadu, den sie ohne Grund hatte töten lassen.“

Damit schloß Kalike und ließ Emuru stehen.

Da ging Emuru zu Taine, dem dritten Henker. Aber auch Taines erste Frage war: „Hat man alles genau untersucht vom Anfang bis zum Ende?“ Emuru antwortete nicht, sondern schüttelte nur den Kopf. Da sagte Taine: „Mein lieber Emuru, sage dem König, ich tue nichts, was gegen das Gesetz verstößt. Erst muß ein Verhör stattfinden! Höre, was ich dir erzähle:

Es war einmal ein reicher Kaufmann. Er besaß hundert Packhäuser voll Waren, dazu Diamanten, Perlen, Gold und Silber die Menge. Der Kaufmann hatte einen Hund, der ihm sehr lieb war, denn er war klug und treu, und wenn er nicht ein Hund hätte bleiben müssen, so wäre er ein guter Mensch gewesen. Er paßte auf, daß niemand etwas stahl. Sollte etwas geholt oder fortgebracht werden, so besorgte der Hund alles richtig.

Der Kaufmann hatte auch eine wunderschöne Frau. Sie war schon als Mädchen überaus schön gewesen, schlank wie ein Mangobaum und lieblich von Angesicht. Schon damals schauten alle Jünglinge hinter ihr her. Wer Ball spielte, sah den Ball nicht mehr, wenn sie vorbeikam. Wer las, der hörte mitten in der spannendsten Geschichte auf und ließ das Buch zu Boden gleiten. Wer seinem Gegner einen Hieb versetzen wollte, dem blieb der Arm wie erstarrt stehen. Nach der Heirat war das Mädchen die stattlichste Frau der ganzen Gegend geworden. Stets ging sie in Seide gekleidet; ihre Halskette bestand aus drei Schnüren Rubinen; an beiden Armen hatte sie goldene Armbänder, an den Fingern kostbare Ringe; im Haar trug sie aus Silber geformte Blumen,

an manchen Tagen auch ein Diadem aus goldener Filigranarbeit. So zog sie die Augen vieler Männer auf sich. Selbst ernsthafte Gelehrte, fleißige Familienväter und Greise machten ihr den Hof.

Einmal mußte der Kaufmann auf eine längere Reise gehen. Am Abend vor seinem Aufbruch hörte er zufällig, wie zwei Männer zueinander sagten: „Ist der Gärtner fort, kann man die Schönheit der Blumen genießen“, und „Wenn der Kater auf Mäusejagd geht, kann man das Kätzchen streicheln.“ Und als er in die Nähe seines Hauses kam, lief da ein Mann herum und sang mit halblauter Stimme: „Wenn dumme Menschen einen Vogel fangen, dann braten sie ihn, um ihn zu verschlingen. Mein Herz jedoch trägt edleres Verlangen: Ich lausche auf des Vögleins süßes Singen.“ Dann zog er eine Flöte hervor und blies eine süße Weise.

Der Kaufmann hatte genug gehört. Was sollte er tun? Er hatte viele Diener, aber es waren alles Sklaven, die er Seeräubern abgekauft hatte. Ob sie treu waren?

Da kam ihm ein Gedanke. Er rief seinen Hund und sagte zu ihm: „Marijo, bewache die Herrin, damit ihr niemand etwas tut.“ Der Hund sah ihn ernst mit seinen treuen Augen an und nickte mit dem Kopf.

Am nächsten Tage segelte der Kaufmann ab. Noch am selben Abend schlich sich ein Mann ins Haus und schmeichelte der Frau: „Himmlische Fee, mein Goldherz, Liebling meiner Sehnsucht, o höre deinen Sklaven an! Deine Lippen sind rot wie die Früchte des Korallenbaumes; deine Haare wallen um deinen schlanken Nacken und die zarten Brüste in sanften Wellen. Deine Haut schimmert wie Elfenbein; die Sterne deiner Augen leuchten schöner und heller als die

Sonne am blauen Himmel. Sieh deinen armen Bruder zu deinen Füßen liegen. Steig herab von deinem Himmel und nimm dies armselige Geschenk von mir!“ Mit solchen Worten überreichte er der Frau ein Körbchen, das aufs feinste geflochten und mit Smaragden angefüllt war.

Die Frau lächelte und sagte: „Ich bin reich, ich brauche dein Geschmeide nicht. Mein Herz aber singt die Melodie der Liebe. Der Ton deiner Worte ist wie der Klang der Windharfe. Wie schön die Nacht ist.“ Und sie lächelte ihm zu.

Da wußte er, daß er am Ziel seiner Wünsche stand, und bald folgte er der Frau in ihr Schlafgemach.

Der Hund war sehr traurig, als er das sah. „Wenn mein Herr zurückkommt, wird er mich töten“, dachte er. „Er wäre niemals fortgegangen, wenn er nicht geglaubt hätte, sich auf mich verlassen zu können.“ Und er wußte nicht, was er tun sollte.

Der Liebhaber kam jeden Abend und vergnügte sich mit der Frau nach Herzenslust.

Eines Tages war der Liebhaber schon am Nachmittag gekommen. Der Hund lag auf der Veranda und blickte zum Hafen hinunter. Da sah er seinen Herrn kommen. Und plötzlich wußte er, was er zu tun hatte. Er lief ins Schlafgemach, sprang auf das Bett und biß dem Buhlen die Kehle durch. Die Frau flüchtete schreiend ins Nebenzimmer. Der Hund wollte ihr den Weg versperren und sprang an ihr hoch. Die Frau schlug nach dem Hund. Da schnappte der Hund zu und biß die Frau, so daß sie tot zu Boden fiel.

Als der Kaufmann ins Zimmer trat, sah er seine Frau in ihrem Blute liegen. Der Hund kauerte zu ihren Füßen.

Da geriet der Kaufmann außer sich vor Schmerz und Zorn. Er zog seinen Langdolch und erstach den Hund. Marijo blickte seinen Herrn noch einmal traurig aus treuen Augen an, dann verröchelte er.

Der Kaufmann warf sich über die Leiche seiner Frau und klagte unter Tränen: „O du Stütze meines Herzens, du Sonne meines Lebens, was soll ich anfangen ohne dich? Das undankbare Tier! Ich habe es mit Leckerbissen gefüttert, und nun hat es mir mein Glück zerstört. Ich bin ein geschlagener Mann!“

Trostlos wankte der Kaufmann durchs Haus. Zuletzt betrat er das Schlafgemach — da fand er den toten Buhlen auf seinem Bett liegen. Nun verstand er, was den Hund zu solcher Grausamkeit getrieben hatte. Und er verfluchte sich selbst, weil er ihn so blindlings getötet hatte.“

So endete Taine. Emuru mußte unverrichteterdinge zum Königspalast zurückkehren. Die gefesselten Jünglinge hieß er in der Vorhalle warten und begab sich in den Empfangssaal. Er berichtete dem König, was die Henker gesagt hatten, und daß alle drei die Hinrichtung verweigert hätten. Der König wurde zornig. Dann aber befahl er Emuru, die Räte zusammenzurufen, damit die Jünglinge verhört werden könnten, wie die Henker es wünschten.

Emuru ließ Gongs und Trommeln schlagen, und schnell wie ein Hirsch lief er von einem Haus zum andern und brachte den Räten den Befehl des Königs.

Als die Reichsräte versammelt waren, erklärten sie einstimmig: „Die Frau des Kaufmanns soll kommen. Sie muß gehört werden.“

Der König ließ die Frau mit höflichen Worten laden, und sie kam und setzte sich auf die Matte an der Wand. Dann gebot der König den Räten: „Nun untersucht alles vom Anfang bis zum Ende!“

Zuerst wurde der älteste Sohn aufgefordert, den Hergang zu erzählen.

Und der Jüngling begann: „Wir hatten uns an Bord begeben, um Wache zu halten. Mein Bruder schlief ein. Als der Morgen dämmerte, weckte ich ihn. Er sollte mich ablösen. Aber er wurde unwillig, und wir gerieten in Streit. Da erinnerte ich ihn an unsere Familiengeschichte.“ Und nun erzählte der Jüngling den Räten die Geschichte von den Turteltauben und allem, was danach kam.

„Welche Glieder der Familie wurden von dem Fischer mitgenommen? Welches irrte in der Welt umher? Welches wurde von dem Kaufmann geraubt?“ fragten die Räte.

„Ein Fischer nahm meinen Bruder und mich mit. Mein Vater irrte in der Welt umher. Meine Mutter wurde von einem Kaufmann geraubt“, erwiderte der Jüngling.

Bei diesen Worten schlich sich der Kaufmann aus dem Saal. Da alle gespannt lauschten, beachtete niemand sein Verschwinden. Spornstreichs lief er nach dem Hafen, ließ alle Segel setzen und fuhr ab.

Der König hatte während der Rede des Jünglings sein Haupt verhüllt. Ihm kamen die Tränen. Da führte der älteste der Räte den Jüngling zu der Frau und fragte sie: Ist es richtig, was der Jüngling ausgesagt hat? Ist alles wahr vom Anfang bis zum Ende? Bist du diejenige, die zu den beiden ging und sie zuerst umarmte?“

Und die Frau antwortete: „Er hat die Wahrheit gesagt. Ich

bin die, von der er sagt, sie sei von dem Kaufmann geraubt worden. Diese beiden Jünglinge sind meine Söhne. Mein Name ist Sapia, und ich bin die rechtmäßige Gattin des Königs.“

Da konnte Indjilai nicht länger an sich halten. Er umarmte seine Gattin und seine Kinder und sagte: „Ich bin der, von dem ihr sagt, er irre in der Welt umher. Ich bin euer Vater. Ich bin dein Gatte.“ Und alle weinten vor Freude.

So hatte sich auch das zweite Gebet der Turteltaube erfüllt.

*

Damit ist die Geschichte zu Ende. Der Erzähler wollte allen, die sie hören oder lesen, eine Freude machen. Aber er wollte auch zeigen, daß es nichts Schlimmeres gibt, als wenn in einem Staat das Recht mißachtet wird. Und er wünscht allen Völkern der Welt, daß bei ihnen nie und nimmer das Recht gebeugt werde.

Der Waisenjunge

In alter Zeit herrschte in Indratjita ein mächtiger König. Er war Mohammedaner, und da es der Prophet erlaubt, hatte er zwei Frauen genommen. Die ältere, Tua, schenkte ihm einen Sohn, Ahmad mit Namen. Bungsu, die jüngere Frau, hatte einen Sohn namens Asmara und eine Tochter Kusuma. Die beiden Kinder waren so klug, so artig und so schön, daß alle Menschen sie gern hatten. Auch dem König waren Bungsus Kinder lieber als der Kronprinz Ahmad.

Tua blieb das nicht verborgen, und eines Tages kamen ihr finstere Gedanken. Sie dachte: Der König liebt Asmara und Bungsu mehr als mich und meinen Sohn Ahmad. Das könnte Bungsu ausnützen und so lange dem Könige schmeicheln, bis er meinem Sohn Ahmad die Krone verweigert und Asmara zu seinem Nachfolger ernennt. Zwar ist Asmara erst zehn Jahre alt und Ahmad zwanzig. Aber ich muß verhindern, daß Bungsu den König umgarnt.

So überlegte Tua, und plötzlich kam ihr die unheilvolle Erkenntnis: Wenn Bungsu tot wäre, dann hätte ich nichts zu fürchten. Heimlich besorgte sich Tua Gift, und beim gemeinsamen Mahl gab sie es unbemerkt in Bungsus Becher. An diesem Tage aber wartete ein neuer Diener an der

Tafel auf. Er setzte Bungsus Becher vor den König. Der König trank und sank sofort tot zu Boden.

Das ganze Volk trauerte um den König, denn er war gut und gerecht gewesen, und Frieden und Wohlstand hatten zeit seines Lebens im Lande geherrscht. Nach dem Gesetz der Thronfolge wurde nun Ahmad als der älteste Sohn König. Der plötzliche Tod seines Vaters machte ihn mißtrauisch. Er befahl, alles genau zu untersuchen, und der Leibarzt fand in dem Becher noch Spuren von dem Gift.

Tua fürchtete, entdeckt zu werden, und um den Verdacht von sich abzulenken, rief sie: „Seht ihr denn nicht, daß das gar nicht des Königs Becher ist? Es ist Bungsus Becher!“

Ohne sich zu besinnen, befahl Ahmad der Schloßwache, Bungsu sofort in den Kerker zu werfen. Die Wache gehorchte und führte Bungsu ab. Alle Tränen Asmaras und Kusumas vermochten nicht, den König zu rühren.

Da trat der erste Minister, ein alter Mann, vor Ahmad. „Edler Prinz —“ begann er. „Weißt du nicht, daß ich jetzt König bin!“ rief Ahmad hochfahrend. „Verzeiht einem alten Manne“, sagte der Minister. „Aber ihr müßt meinen Rat hören. Ihr habt keine Untersuchung angestellt. Wie könnt ihr Frau Bungsu einfach ins Gefängnis werfen? Ihr verstoßt gegen Recht und Gesetz. Euer Vater hätte anders gehandelt.“

„Der Giftbecher gehört Bungsu. Was braucht es mehr Beweise? Sie ist schuldig“, sagte Ahmad.

„Gewiß, es ist auffällig, daß es Frau Bungsus Becher ist, aus dem euer Vater den Tod getrunken hat“, sagte der Alte nachdenklich. „Aber wäre es nicht grenzenlos töricht, wenn sie ihren eigenen Becher benutzte, um — — —“

„Schweig!“ befahl der junge König barsch. „Ihr Alten denkt zu viel und zu langsam. Bungsu hat meinen Vater vergiftet. Sie bleibt im Kerker, und niemand darf zu ihr gelassen werden.“

Weinend warfen sich Asmara und Kusuma ihrem Halbbruder zu Füßen. Sie schluchzten und hoben bittend die Hände zu ihm empor. „Laß unsere Mutter frei!“ flehten sie. „Sie ist unschuldig.“

„Wollt ihr mich zornig machen?“ herrschte sie der König an.

„Die Mutter muß gefragt werden“, beharrten die Kinder.

„Schert euch davon!“ sagte der König. „Ich will euch nie wieder sehen. Der Palast ist euch verboten. Im Park steht eine alte Hütte, da könnt ihr wohnen. Fort mit euch!“

Schweren Herzens gingen die Kinder aus dem Palast. Stumm brüteten sie vor sich hin. Am Abend brachte ihnen eine Hofjungfrau einen Korb voll Speise. Das Mädchen war so alt wie die Prinzessin, und die beiden waren gut befreundet. Kusuma klagte der Gespielin ihr Leid. Da sagte die Hofjungfrau: „Versucht doch, heimlich zu eurer Mutter zu kommen. Der Kerker liegt so abseits, daß ihr unauffällig hingehen könnt. Und dem Wärter gebt ein Geschenk, dann läßt er euch schon ein.“

Noch in derselben Nacht verließen Kusuma und Asmara vorsichtig das Gartenhaus. Den Speisekorb nahmen sie mit sich. Der Wärter saß auf einer Bank vor dem Gefängnis. Er begrüßte die Königskinder freundlich, und Kusuma trug ihm ihre Bitte vor. Sie zog ihren Ring vom Finger, streifte ihren Armreif ab, band ihre Halskette ab und gab alles dem Wärter mit den Worten: „Das soll dein sein, wenn du so gut bist und läßt uns zu unserer Mutter.“



Dem Wärter kamen die Tränen, so rührten ihn die Kinder. Leise erwiderte er: „Kommt nur immer! Ich lasse euch jeden Abend ein. Es gibt kein Gesetz, das verbietet, Mitleid zu haben.“

Wie freute sich die Mutter, als ihre Kinder bei ihr eintraten! Bis zum frühen Morgen blieben sie zusammen.

Von nun an gingen Kusuma und Asmara jeden Abend zu ihrer Mutter. Daß sie immer bis weit in den Mittag schliefen, fiel niemandem auf. Sie wohnten ja ganz allein in dem Gartenhaus.

Eines Abends aber fiel dem jungen König ein, er könne ja einmal nach den Geschwistern sehen. Da fand er das Nest leer. Er ging in seinen Palast zurück und rief die Schloßwache, dazu alle Pagen und Hofjungfrauen zusammen und befahl ihnen, nach den Kindern zu suchen.

Natürlich blieb die nächtliche Suche erfolglos. Aber ein paar Soldaten sahen am nächsten Morgen Kusuma und Asmara aus dem Gefängnis kommen. Sie erzählten ihnen, daß der König sie auf die Suche geschickt habe. Da erschrakten die Königskinder, liefen in das Gefängnis zurück und versteckten sich bei ihrer Mutter.

Die Soldaten meldeten dem König, was sie gesehen hatten. Da wurde der König zornig. Er befahl, die Kinder herbeizuholen, und ließ sie in einer verfallenen Reisscheune einsperren.

Kusumas Freundin aber hatte dies alles mit angesehen. Und sie sprach zu sich selber: „Auch wenn die Mutter schuldig sein sollte, was noch gar nicht erwiesen ist — die Kinder sind keinesfalls mitschuldig. Ich kann nicht zusehen, wie ein Mensch unschuldig leiden muß, und wenn ein König so schlecht und grausam ist, kann niemand verlangen, daß ich ihm treu diene.“

Und sie schlich am Abend nach der Reisscheune, schob die

Riegel zurück und ließ Kusuma und Asmara frei. Sie hatte grobe Kleidung für beide mitgebracht. Schnell schlüpfen die Königskinder hinein und schlugen den Weg nach dem Wald ein. Als am nächsten Morgen ihre Flucht entdeckt wurde, waren sie schon weit.

Tagelang irrten Asmara und Kusuma im Urwald umher. Asmara wurde müde und jammerte: „Lieber will ich in den Kerker zurück. Hier verhungern wir ja!“ Kusuma tröstete ihn. „Denk an unsere Mutter!“ sagte sie. „Wir müssen weiter, damit wir sie später einmal befreien können.“

Eines Tages schnellte aus einem dichten Gebüsch plötzlich eine große Schlange hervor. „Hier ist mein Reich“, zischte sie. „Niemand darf es ungestraft betreten. Ihr seid des Todes!“

Müde sagte Asmara: „Töte uns nur! Dann sind wir wenigstens von unseren Qualen erlöst.“ Kusuma aber bat die Schlange: „Willst du uns nicht erst einmal anhören? Töten kannst du uns dann immer noch.“

Da rollte sich die Schlange zusammen und ließ sich von Kusuma ihr trauriges Schicksal erzählen. Am Ende war sie so gerührt, daß sie sagte: „Ich tue euch nichts zuleide, ich will euch helfen. Nehmt den Edelstein, der auf meinem Kopf sitzt. Er hat Zauberkraft; jeder Kranke, den man damit anrührt, wird sofort gesund. Der Stein ist kostbarer als sieben Königreiche.“ Asmara und Kusuma dankten der Schlange und zogen mit dem Stein weiter.

Am Ende des Waldes begann das Königreich Indranagara. Aber die Kinder waren so müde, daß sie nicht mehr weiter



konnten, und sie setzten sich in den Schatten eines Feigenbaumes.

Am Waldrand wohnte ein altes Mütterchen ganz allein in ihrer Hütte; nur einen Hund hatte sie bei sich. Ihr Gärtchen war blühend, schöne Früchte wuchsen darin und Gemüse. Dazu bebaute das Mütterchen ein Feld mit Reis und Mais.

An diesem Tage nun war das Mütterchen ein Stück vom Hause weggegangen. Sie trug ein Körbchen am Arm, weil sie am Seeufer Muscheln suchen wollte. Ihr Hund lief neben ihr her.

Plötzlich wurde der Hund unruhig. Er lief aufgereggt dahin und dorthin und hörte nicht auf, laut zu bellen. Das Mütterchen wollte ihn beruhigen. Da sah sie, wie der Hund nach einem Baum lief, und nun erblickte sie die Kinder, die darunter saßen.

Die Kinder baten das Mütterchen, bei ihr bleiben zu dürfen. „Wir wollen dir jede Arbeit tun“, versprachen sie. „Nein“, sagte das Mütterchen, „ihr sollt bei mir wohnen, und ich will für euch sorgen wie für meine eigenen Kinder.“

Glücklich folgten ihr die Kinder ins Haus. „Nun wascht euch erst einmal“, meinte die Alte. „Ihr seht schlimm aus! Und andere Kleider müßt ihr auch haben — eure haben die Dornen ganz zerrissen.“

Als sie dann zusammen bei Tisch saßen, meinte das Mütterchen: „Jetzt glänzt ihr wie Diamanten. Ja, mir ist wirklich, als wäret ihr meine Kinder.“

Jahrelang lebten die drei glücklich und zufrieden. Da geschah eines Tages etwas Unerwartetes.

Der König des benachbarten Reiches Indranagara hatte eine Tochter, die Prinzessin Puspa, die bildschön, klug und artig war. Eines Tages spielte die Prinzessin im Garten Ball. Da kam plötzlich eine Schlange und biß sie. Der Fuß schwoll an und wurde steif, und Puspa hatte entsetzliche Schmerzen. Tagelang lag sie auf ihrem Ruhebett und konnte nicht leben und nicht sterben. Die Schmerzen waren so arg, daß sie immer leise vor sich hin wimmerte. Die Ärzte waren ratlos; keines ihrer erprobten Mittel half. Der verzweifelte Vater ließ mit Trommeln und Gongschlag im ganzen Lande ausrufen: „Wer die Prinzessin heilt, dem verspreche ich ihre Hand und meine Krone dazu.“

Ein Jäger, der auf der Jagd zur Hütte des alten Mütterchens kam, erzählte von der kranken Prinzessin und von des Königs Versprechen. Sogleich dachte Asmara an den heilkräftigen Stein des Schlangenkönigs. So schnell ihn seine Füße trugen, eilte er nach der Hauptstadt und ins Schloß. Er berührte den Fuß der Prinzessin mit dem Stein, und sofort schwanden die Schmerzen. Puspa erhob sich von ihrem Lager und umarmte Asmara als ihren Bräutigam. Der König setzte ihm seine Krone aufs Haupt. Asmara aber sagte: „Ich bin ein Waisenjunge. Wie kann ich eine so hohe Ehre annehmen?“ — „Du bist mein Ritter“, antwortete Puspa, „und es ist gleich, welcher Abkunft du bist.“ Da bat Asmara den König, das alte Mütterchen, dem er seine Güte vergelten wollte, und seine Schwester zu sich nehmen zu dürfen.

Noch am selben Tage holte Asmara das Mütterchen und Kusuma ins Schloß, und am folgenden Tage wurde die Hochzeit gefeiert. Alle lebten in Glück und Frieden. Nur

einen Kummer hatte Asmara. Wie mochte es seiner Mutter gehen?

Schließlich offenbarte er sich dem alten König. Er bat ihn um Verzeihung dafür, daß er sich einen Waisenjungen genannt hatte und erzählte ihm sein Schicksal. „Was ratet ihr mir“, fragte er am Ende. „Wie kann ich meine arme Mutter befreien?“

Lange dachte der König nach, dann sagte er: „Ich habe nie



in meinem Leben Krieg geführt, aber ein so schweres Unrecht darf nicht ungestraft bleiben. Nimm dein Heer, ziehe nach Indratjita und befreie deine Mutter mit Gewalt, wenn dein Stiefbruder sie nicht in Güte herausgibt.“

Asmara folgte dem Rat. In Eilmärschen zog er nach Indratjita. Bei seiner Ankunft sandte er sofort einen Boten an Ahmad und stellte seine Forderung. Ahmad aber antwortete dem Boten unter Schmähungen und Drohungen: „Bungsu wird bis zu ihrem Tode im Kerker schmachten. Geh, und melde das deinem Herrn!“ Und er schickte sein Heer Asmara entgegen. Aber Asmara schlug Ahmads Heer in die Flucht, drang in den Palast und nahm Ahmad und Tua gefangen. Dann rief er sofort die Reichsräte zusammen und ließ eine genaue Untersuchung anstellen. Da kam Tuas Lüge ans Tageslicht, und Bungsus Unschuld wurde offenbar. Vor allem Volk umarmte Asmara seine Mutter.



Tua zeigte keine Reue. Mit Schimpf und Schande wurde sie davongejagt. Sie durfte das Land in hundert Meilen Umkreis nie wieder betreten. Ahmad aber bereute, was er getan hatte und fiel vor Asmara auf die Knie. Da begnadigte ihn Asmara und ließ ihm sein Reich.

Dann zog er mit seiner Mutter nach Indranagara. Während seines Kriegszuges war Kusuma die Frau eines Ministers geworden, und als Asmara mit der Mutter zurückkehrte, gab es ein doppeltes Freudenfest. Nun erst konnten die beiden Geschwister so recht von Herzen glücklich sein, und Bungsu sagte: „Alles Leid kann eine Mutter ertragen und vergessen, wenn sie nur gute Kinder hat!“

Wie Sangumang den König belehrte

Ein König wollte einmal ein Stück Urwald roden und ein Reisfeld anlegen. Aber alle seine Beile waren schartig. Er ließ sie schleifen, doch es half nichts.

Zur selben Zeit war auch Sangumang dabei, sich ein Reisfeld anzulegen. Er aber war in einem Tage damit fertig, obgleich er ganz allein arbeitete. Der König hörte davon und besuchte Sangumang. „Wie kommt es, daß du so schnell fertig bist?“ fragte er ihn. „Für mich arbeiten so viele Diener, und trotzdem geht die Arbeit nicht voran, weil alle meine Beile nicht scharf genug sind.“ Sangumang lachte und sagte: „Ich habe freilich nur ein einziges Beil, aber damit schaffe ich etwas.“ Und er zeigte dem König sein Beil. Der König besah es sich von allen Seiten. „Ich sehe, es ist wirklich ein gutes Beil“, sagte er dann, „wie wäre es, wenn du es mir einmal borgtest? Spätestens in drei Tagen bekommst du es zurück.“ Sangumang war einverstanden und lieh dem König das Beil.

Nun gelang es dem König im Handumdrehen, die Bäume zu fällen und sein Feld anzulegen. Aber er dachte nicht daran, das Beil zurückzubringen. Sangumang wartete drei Tage, vier Tage, acht Tage — dann machte er sich auf und ging zum König, um das kostbare Beil selbst zurückzuholen.

Der König bewirtete Sangumang reichlich, aber als die Rede auf das Beil kam, sagte er: „Es tut mir leid! Das Beil hat mir gute Dienste getan, aber am dritten Tage zerbrach es. Es war von Würmern ganz zerfressen.“ Sangumang stutzte. Seit wann konnte Eisen von Würmern zerfressen werden? Aber er schwieg und sann auf eine Gegenlist. Nach einer Weile kam ihm ein Gedanke. „Ich habe eine Bitte“, sagte er. „Hinter meinem Hause steht hohes Gras und Unkraut, aber meine Sichel ist entzwei, und ich kann es nicht mähen. Eine Kuh habe ich nicht, die das Gras fressen könnte. Du weißt, ich bin arm. Aber wie wäre es, wenn du deine Kuh bei mir weiden ließest, damit das Gras nicht umkommt?“

Der König dachte bei sich: ‚Warum nicht? Da werden meine Kühe schön fett.‘ Und er antwortete: „Nimm dir drei von meinen Kühen! Aber bringe sie mir wieder, wenn das Gras abgefressen ist!“

Sangumang trieb die Kühe des Königs zu seinem Hause. Aber er ließ sie nicht etwa grasen, wie er dem König versprochen hatte, sondern schlachtete sie. Die Köpfe hängte er in einen hohen Baum.

Der König wartete drei Tage, vier Tage, acht Tage — dann ging er zu Sangumang und fragte nach seinen Kühen. Sangumang machte ein betrübtetes Gesicht und sagte: „Ach, es tut mir leid! Die Kühe hatten sich dick und rund gefressen bei mir. Da kam gestern abend eine Eule, packte die Kühe, flog dort auf den Baum und fraß sie. Die Köpfe kannst du noch hängen sehen.“

Der König wollte aufbrausen. Wie konnte eine Eule drei Kühe fressen? Aber er dachte noch im rechten Augenblick



daran, wie er Sangumang getäuscht hatte. Da schwieg er lieber und ging beschämt davon.

Als er die Geschichte seiner Frau erzählte, sagte die Königin: „Wie konntest du Sangumang so belügen und bestehlen? Einen größeren Dummkopf als dich findet man auf Erden kaum. Deine Ausrede war so töricht, nur ein Narr kann solchen Unsinn reden. Sangumang hat dir mit gleicher Münze heimgezahlt.“

Der König hat nie wieder einen seiner Untertanen für törichter gehalten als sich selbst.

Der Marder mit dem Bart

Es war einmal ein Fürst, der hatte nur einen einzigen Sohn. Er hätte gern noch einen zweiten gehabt, aber seine Frau starb, ohne ihm noch ein Kind zu schenken. Da nahm der Fürst einen Knaben namens Kemala an den Hof und hielt ihn wie seinen leiblichen Sohn.

Die beiden Knaben wuchsen zu stattlichen Jünglingen heran, und eines Tages fragte Kemala den Prinzen: „Warum suchst du dir eigentlich keine Frau?“

„Ach, weißt du“, antwortete der Prinz, „hier in der Stadt gefällt mir kein Mädchen, und im Lande habe ich mich noch nicht umgesehen.“ Kemala dachte eine Weile nach. Schließlich sagte er: „Ich möchte gern eine Frau haben, aber wenn es so ist, wie du sagst, dann will ich in der Stadt gar nicht erst suchen. Dann gehe ich lieber gleich auf die Dörfer. Vielleicht finde ich dort eine Braut.“

Er machte sich eine Menge Eßvorräte zurecht — Reis, geräucherte und gesalzene Fische, Dörrfleisch, Gewürze — und warf alles durcheinander in einen großen Beutel. Nun konnte die Reise losgehen.

Den ganzen Tag ging er, ohne einem Menschen zu begegnen. Gegen Abend endlich kam er in ein Dorf und suchte

sich eine Bleibe für die Nacht. Die Leute, die ihn in ihrer Hütte aufnahmen, hatten eine junge und hübsche Tochter, und Kemala dachte: ‚Ob das die richtige für mich ist?‘ Er gab ihr seinen Vorratsbeutel und bat: ‚Sei so gut und bereite mir ein Nachtessen. In dem Beutel findest du alles, was du dazu brauchst.‘

Das Mädchen öffnete den Beutel, aber als sie sah, daß darin alles durcheinander lag, sagte sie schnell: ‚Das ist mir zu mühsam. Ich hole dir lieber etwas aus der Vorratskammer. Meine Eltern haben genug!‘

‚Das ist nicht die richtige für mich‘, dachte Kemala und zog am anderen Morgen weiter.

Am nächsten Abend kam er wieder in ein Dorf und bat um ein Nachtlager bei Leuten, die ebenfalls eine schöne Tochter hatten. Er gab ihr seinen Vorratsbeutel und sagte wieder: ‚Sei so gut und bereite mir ein Nachtessen. In dem Beutel findest du alles, was du dazu brauchst.‘ Das Mädchen sah aber gar nicht erst in den Beutel hinein, sondern gähnte und sagte: ‚Im Garten findest du Bananen und Mangopflaumen, davon kannst du essen, so viel du willst.‘

‚Das ist auch nicht die richtige‘, dachte Kemala und zog beim Morgengrauen weiter.

Am Abend kam er zum dritten Male in ein Dorf und klopfte an eine fremde Tür. Die Tochter des Hauses öffnete ihm und hieß ihn herzlich willkommen, als er sie um ein Obdach bat. Auch ihr gab Kemala seinen Vorratsbeutel und bat sie, ihm ein Mahl zu bereiten. ‚Gern‘, sagte Kesuma — so hieß das Mädchen —, aber als sie den Beutel geöffnet hatte, lachte sie und sagte: ‚Das ist ja ein schönes Durcheinander! Hast du den Beutel unterwegs so geschüttelt? Aber ich will

schon das Richtige für dich finden.“ Sie richtete eine Mahlzeit an, und während Kemala aß, ordnete sie die restlichen Vorräte in der Tasche und wickelte sie in Palmblätter; den Reis und die Gewürze tat sie in kleine Beutel.

Da wußte Kemala, jetzt brauchte er nicht mehr weiterzusuchen. Und was gibt es nun noch viel zu erzählen? Nach ein paar Wochen heiratete er Kesuma und nahm sie mit sich in die Stadt.

Seine Freunde beglückwünschten ihn zu seiner Wahl, und die junge Frau eroberte sich mit ihrem Liebreiz und ihrem freundlichen Wesen schnell die Herzen aller Menschen in der Stadt. Ganz besonders hatte sie es dem Prinzen, dem Minister, dem Richter und dem Admiral angetan. Diese vier lauerten geradezu auf eine Gelegenheit, Kemala für einige Zeit aus der Stadt zu entfernen.

Da wollte es der Zufall, daß der alte Fürst krank wurde. Der Prinz sagte zu Kemala: „Unser Vater kann wieder gesund werden, aber nur, wenn er die Leber eines Marders ißt. Aber sie muß von einem Marder mit Bart sein. Du bist ein geschickter Jäger. Willst du nicht versuchen, dem Vater zu helfen?“ Das war aber nur eine List. Marder lassen sich am besten nachts fangen. Kemala mußte also abends auf Jagd gehen, und so schnell würde er nicht wiederkommen. Wie sollte er in der Dunkelheit erkennen, ob es ein bärtiger Marder war? Dann wollte der Prinz zu Kesuma gehen.

Die anderen — der Minister, der Richter und der Admiral — bekamen Wind von Kemalas Jagdplänen. Im Laufe des Tages schlich einer nach dem andern zu Kesuma und fragte, ob er sie am Abend besuchen dürfe.

Kesuma erriet schnell, weshalb Kemala diesen merkwürdigen Auftrag bekommen hatte, und sie sagte zu ihrem Mann: „Wir wollen es ihnen schon zeigen! Du tust so, als ob du auf Jagd gingst, aber in Wirklichkeit versteckst du dich im Garten und kommst zurück, wenn es ganz dunkel geworden ist.“ Zu den erwartungsvollen Liebhabern aber sagte Kesuma: „Kommt nur, dann wird mir die Zeit nicht so lang!“ Und sie beschied alle vier für den Abend zu sich. Jedem nannte sie eine andere Zeit, doch richtete sie es so ein, daß sie alle kurz nacheinander zu ihr kommen mußten, einer immer eine Reiskochlänge später als der andere.

Nach dem Abendessen ging Kemala und versteckte sich im Garten. Kesuma blieb nicht lange allein. Der Prinz kam als erster. Kesuma tat erschrocken und sagte: „In ein paar Minuten kommt der Minister in unser Haus. Was soll er denken, wenn er dich bei mir findet? Schnell, nimm die Fackel in die Hand und stelle dich dort in die Ecke. Dann glaubt der Minister, du seiest ein Standbild!“

Der Prinz seufzte, aber er mußte sich fügen. Es dauerte nicht lange, da kam der Minister. Kesuma stellte sich sehr geschäftig und sagte: „Welch ein Unglück! Der Prinz hat sich zu Besuch angesagt, und ich habe keine Mahlzeit bereitet. Könntest du nicht draußen in der Küche helfen?“ Dem Minister blieb nichts anderes übrig, als ihr die Bitte zu erfüllen und in der Küche nach dem Rechten zu sehen.

Ein paar Minuten später kam der Admiral. „Gleich wird mich der Prinz besuchen“, sagte Kesuma. „Er darf dich hier nicht finden. Schnell, verstecke dich hinter meinem Webstuhl!“ Seufzend gehorchte der Admiral.

Als letzter kam der Richter. Als er zur Tür hereintrat, kam der Minister gerade aus der Küche zurück. Er hatte Durst bekommen und wollte Kokosmilch trinken, fand aber nirgends das Haumesser, um eine Nuß zu öffnen. Da sah er hinter dem Webstuhl die Glatze des Admirals leuchten.

Er glaubte, es wäre ein Stein, und schlug die Kokosnuß dem Admiral auf den Kopf. Da brüllte der Admiral wie ein Tier. Der Prinz ließ vor Schreck die Fackel fallen. Im selben Augenblick kam Kemala aus dem Garten. Der Prinz, der Admiral und der Minister ergriffen sofort die Flucht. Nur der Richter fand im Dunkeln die Tür nicht und kroch in eine Kleidertruhe. Kesuma sah ihn hineinschlüpfen und legte schnell ein Schloß vor die Kiste.

Am nächsten Morgen ließen Kemala und Kesuma die Truhe zum Palast und in den Empfangssaal bringen. Da der Fürst noch immer krank war, hielt der Prinz Sprechstunde ab. „Ich habe den Auftrag erfüllt“, sagte Kemala. „In dieser Truhe sitzt der Marder mit dem Bart.“ — „Ja“, bekräftigte Kesuma, „er hat solchen langen Bart.“ Und sie zeigte mit der Hand, wie lang er sei. Dann öffneten die beiden die Truhe und ließen den Prinzen hineinsehen. Er fuhr erschrocken zurück, als er den Richter sah, und klappte schnell den Deckel wieder zu.

Da wurde der Minister, der hinter ihm stand, neugierig und sah auch in die Truhe. Der Richter machte ihm ein Zeichen, zu schweigen. „Denke an gestern abend“, raunte er ihm zu. Erschrocken sagte der Minister zum Prinzen: „Es ist besser, wir lassen die Truhe hinaustragen.“ Der Prinz war sofort einverstanden, und der Admiral, der Lunte gerochen hatte,



rief: „Hinaus damit!“ Dabei strich er sich über die Beule auf seiner Glatze.

Die vier geprellten Liebhaber waren froh, daß es kein Aufsehen gegeben hatte. Wenn nun gar das Volk den Richter in der Truhe gesehen hätte! Und heimlich gingen sie, einer nach dem andern, zu Kemala und Kesuma, baten um Stillschweigen und schickten ihnen viele Geschenke ins Haus.

Kesuma lachte aus vollem Halse, und Kemala sagte: „Siehst du, ich habe gewußt, daß du die richtige Frau bist. Erst hast du in meinem Reisesack Ordnung gemacht, und jetzt schaffst du Ordnung am Hofe.“

„Ja“, sagte Kesuma, „ich möchte nicht wissen, was die Männer für Dummheiten begingen, wenn die Frauen nicht Ordnung hielten.“

Der Traum

Vater Ulu hatte eine schöne Tochter. Er war so stolz auf sie, daß er ihr drei Namen gab. Zu Hause nannte er sie Torosi, das Glöckchen. Wenn sie zum Baden ging, rief er sie Turu, das Tröpfchen, und wenn sie auf dem Dorfplatz tanzte, sagte er Tahuna, das Blumenbeet, zu ihr. Und überall erzählte er: „Meine Tochter hat als einziges Mädchen in der ganzen Gegend drei Namen. Ich werde sie nie verheiraten, es sei denn, es freite ein Adliger um sie.“

Im Nachbardorf lebte ein Jüngling namens Boli. Der hatte Vater Ulus Reden gehört und verspottete ihn. Aber seine Freunde sagten zu ihm: „Laß nur! Der alte Ulu ist ein Tor und deshalb stolz, aber hast du dir seine Tochter einmal richtig angesehen? Sie ist schön und klug und fleißig. Schade, daß sich der Alte in den Kopf gesetzt hat, sie nur einem Adligen zu geben!“

Diese Worte machten Boli nachdenklich, und er nahm sich vor, sich das Mädehen doch einmal anzuschauen. Am nächsten Abend strich er um Ulus Haus, und er hatte Glück: Torosi Turu Tahuna ging im Garten spazieren. Sie war wirklich schön. Boli wußte sofort, daß er sie für sich gewinnen mußte. Von nun an trafen sich die beiden jungen Leute öfter und fanden immer mehr Gefallen aneinander. „Morgen komme

ich zu deinem Vater und halte um deine Hand an“, flüsterte Boli eines Abends dem Mädchen zu, und sie nickte.

Am nächsten Morgen zog sich Boli drei Jacken übereinander an, band drei Schwerter um und nahm drei Speere in die Hand. So trat er vor Vater Ulu, grüßte höflich und sagte: „Verehrter Vater, berühmter Vater, glücklicher Vater, du hast die schönste Tochter auf der ganzen Welt. Bitte, gib sie mir zur Frau!“

Der Alte fühlte sich in seinem dummen Stolz geschmeichelt, aber er sagte: „So einfach geht das nicht. Ich habe geschworen, meine Tochter mit den drei Namen nur einem Adligen zu geben.“

„Aber weißt du denn nicht, daß ich adlig bin?“ erwiderte der Jüngling. „Oder kennst du die Sitte unseres Dorfes nicht, daß du die Zeichen des Adels nicht siehst?“

Verblüfft fragte der Alte: „Zeichen? Welche Zeichen?“

Boli lachte. „Ich habe drei Jacken an, habe drei Schwerter um und drei Speere in der Hand. Das ist bei uns das Zeichen des Adels. Und deine Tochter hat drei Namen — also passen wir zusammen!“

„Du hast recht!“ rief Vater Ulu. Er fühlte sich noch mehr geschmeichelt und hätte beinahe sofort eingewilligt. Aber da er in seiner Einfalt furchtbar abergläubisch war, sagte er zu dem Jüngling: „Komm morgen früh wieder! Bis dahin werde ich wissen, ob die Geisterwelt mit der Heirat einverstanden ist.“

Boli fügte sich und kam am anderen Morgen wieder. Der Alte empfing ihn mit ernster Miene und sagte: „Nun erzähle mir,

was du diese Nacht geträumt hast.“ Boli besann sich nicht lange und antwortete: „Ich träumte, ich hätte einen Edelstein gefunden.“ — „Hm“, nickte Vater Ulu. Dann rief er seine Tochter herein und fragte sie: „Torosi Turu Tahuna, was träumtest du heute nacht?“ Das Mädchen erwiderte schnell: „Oh, allerhand Schönes! Ich träumte von Blumen und — —“

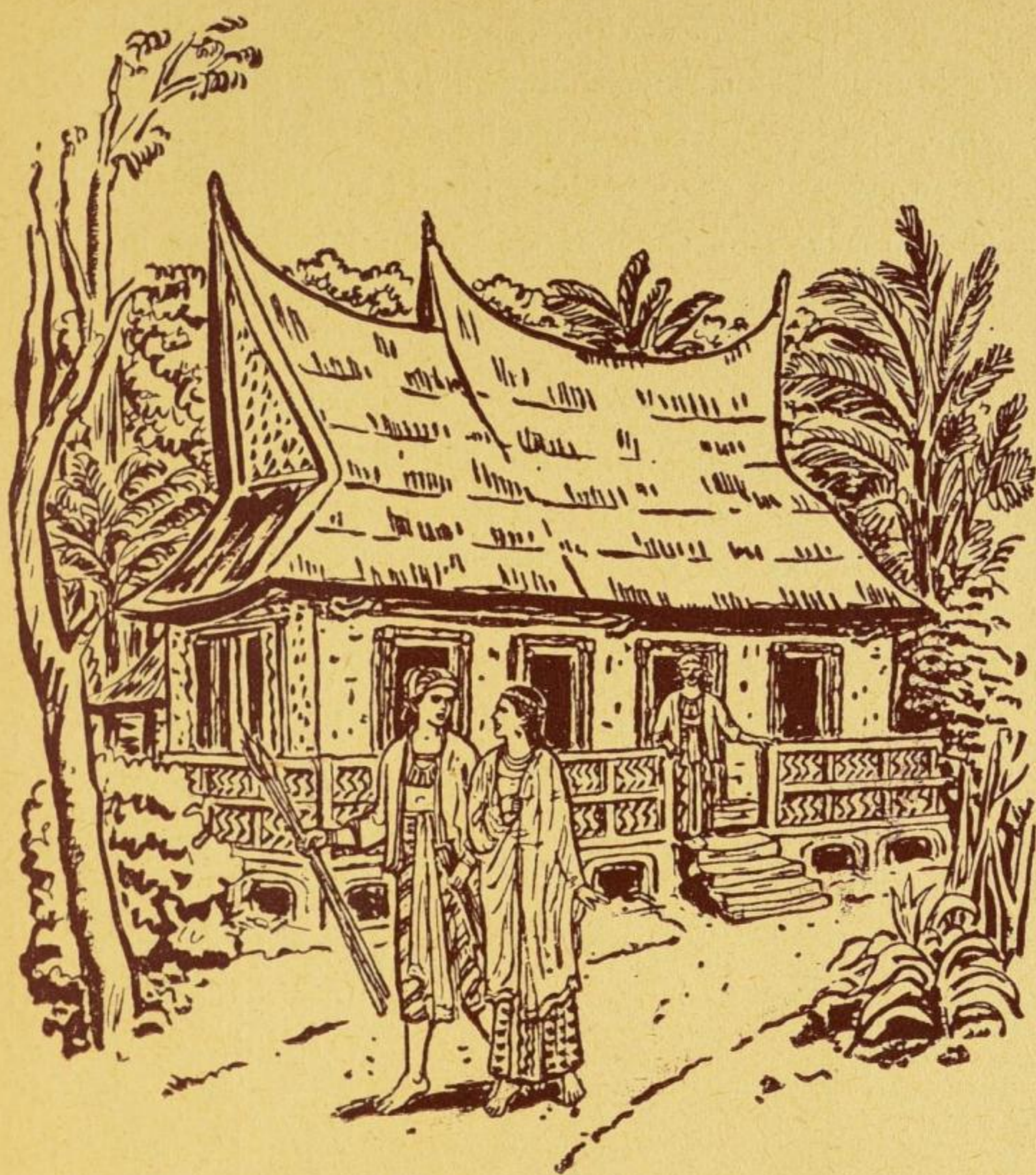
„O weh!“ unterbrach sie der Alte. „Nun kann aus eurer Heirat nichts werden. Die Geisterwelt verbietet sie.“

„Die Geisterwelt?“ riefen die beiden jungen Leute ungläubig und wie aus einem Munde.

„Ja“, sagte der Alte. „Nur wenn die Geisterwelt mit der Hochzeit einverstanden ist, wird die Ehe glücklich. Die Geister geben den Menschen Zeichen. Wenn sie die Heirat wollen, dann lassen sie Jüngling und Jungfrau immer dasselbe träumen. Wenn aber die Träume so verschieden sind, wie bei euch, dann bedeutet das, die Geister wollen eure Hochzeit nicht. Ihr würdet unglücklich werden, und deshalb darf ich dir, Boli, meine Tochter nicht zur Frau geben. Also schickt euch darein und nehmt Abschied voneinander! Torosi Turu Tahuna, du darfst unseren Gast bis zum Dorfplatz begleiten.“

Traurig gingen die beiden hinaus, aber unterwegs sann sie auf eine List.

Am nächsten Morgen trat das Mädchen vor ihren Vater und sagte: „Lieber Herr Vater, ich habe die ganze Nacht gegrübelt. Bestimmt hatten die Geister nur wenig Zeit, sich zu überlegen, ob Boli und ich zusammenpassen oder nicht. Wäre es nicht besser, du erforschtest heute noch einmal unsere Träume?“



Der Alte wurde nachdenklich und sagte dann: „Du bist ein kluges Kind und nicht umsonst meine Tochter. Ich werde den Dorfboten schicken und Boli noch einmal herbitten!“
Und so geschah es. Am Nachmittag erschien Boli, und der Alte sagte zu seiner Tochter: „Torosi Turu Tahuna, geh einen Augenblick hinaus!“

Als Ulu mit seinem zukünftigen Schwiegersohn allein war, fragte er ihn: „Nun, wovon hast du diese Nacht geträumt?“

„Oh“, sagte er. „Es war Schlachtfest; wir haben Schweinebraten gegessen, dazu getrunken und hinterher getanzt.“

„Hm“, macht Ulu. Dann rief er seine Tochter herein und sagte: „Nun, Torosi Turu Tahuna, was hast du diese Nacht geträumt?“

„Oh, es war Schlachtfest; wir haben Schweinebraten gegessen, dazu getrunken und hinterher getanzt.“

Da schmunzelte der Alte zufrieden. „Die Geisterwelt ist mit euch. Nun können wir die Hochzeit ausrichten.“

So wurden Boli und Torosi Turu Tahuna doch noch ein Paar. Und der Alte merkte gar nicht, daß sich die beiden hinter seinem Rücken verständnisinnig zulachten.

Si Djonaha

In alten Zeiten zog in den Bataklanden ein Mann namens Djonaha umher und machte von seinen tollen Streichen reden. Noch heute erzählt man sich auf den Dörfern von Djonaha. Meist hört man die folgende Geschichte:

Eines Tages hatte Djonaha Würfel gespielt und so viel verloren, daß er nicht einmal mehr Brot kaufen konnte. Deshalb bat er drei reiche Leute, ihm Geld zu borgen. Jeder lieh ihm eine kleine Summe. Der erste Gläubiger sagte, er verlange das Geld nach acht Tagen zurück, der zweite wollte es am zehnten Tage, und der dritte am zwölften Tage zurück haben.

Acht Tage vergingen, aber Djonaha hatte noch nicht genug Geld wieder beisammen, um seine Schulden zu bezahlen. Da kam ihm ein Gedanke. Er kaufte von seinem letzten Geld drei große Stücke Fleisch und legte sie unter den Schleifstein.

Am Nachmittag kam der erste Gläubiger und wollte sein Geld holen. Da sagte Djonaha: „Erst wollen wir etwas essen. Ich weiß, was ich meinem Gast schuldig bin. Mutter, bitte brate uns ein paar ordentliche Stücke Fleisch!“

Djonahas Mutter, eine arme Witwe, erwiderte traurig: „Mein



Sohn, wo soll ich Fleisch hernehmen? Das ist so teuer, daß wir es uns nicht leisten können.“

Djonaha lächelte: „Aber liebe Frau Mutter, du vergißt das Messer, das uns der Vater vererbt hat. Geh nur hinaus und ziehe es ein paar Mal auf dem Schleifstein ab!“

Der Gast machte erstaunte Augen. Da sagte Djonaha: „Es ist ein Wundermesser. Wenn man es schleift, liegt nach ein paar Minuten ein schönes Stück Fleisch unter dem Schleifstein. Komm mit, wir werden gleich einmal zusammen nachsehen.“

Sie gingen hinaus, und Djonaha zog die drei Fleischstücke unter dem Schleifstein hervor. Da überkam den Gläubiger die Habgier, und er sagte: „Weißt du was? Ich erlasse dir deine Schuld. Gib mir dafür das Messer.“

„Gut“, sagte Djonaha. „Ich will es dir lassen. Aber gib acht, was ich dir sage. Wenn das Messer seinen Besitzer wechselt, dauert es acht Tage, ehe es sich an seinen neuen Herrn gewöhnt hat. Nimmst du es zu früh in Benutzung, verliert es sofort seine Zauberkraft.“

„Ja, ja“, nickte der Gläubiger und eilte spornstreichs nach Hause. Er konnte seine Habsucht nicht beherrschen und wollte sofort die Wunderkraft des Messers erproben. Er schliff es eine Viertelstunde, eine halbe, eine ganze Stunde lang — aber unter dem Schleifstein war kein Fleisch zu sehen. Wütend lief er zurück zu Djonaha und beschwerte sich. Doch Djonaha antwortete vorwurfsvoll: „Konntest du nicht die acht Tage warten, wie ich dir gesagt hatte? Nun ist das Messer nicht mehr zauberkräftig, aber du bist selbst schuld. Warum hast du nicht auf meine Warnung gehört?“

Da schlich der Gläubiger beschämt nach Hause.

Zwei Tage später kam der nächste Gläubiger. Er fand Djonaha nicht daheim, aber seine Mutter sagte, ihr Sohn sei auf dem Felde.

Der Gläubiger begab sich nach dem Reisfeld. Dort saß Djonaha gemütlich vor seiner Feldhütte und spielte auf seiner Laute. Verwundert fragte der Gläubiger: „Was ist das für eine neue Sitte? Ich glaubte, du seist zum Arbeiten auf den Acker gegangen?“

„Ich habe nicht nötig zu arbeiten“, antwortete Djonaha. „Diese Laute ist eine Zauberlaute; wenn ich darauf spiele, verdorrt sofort alles Unkraut, und der Reis wächst herrlich. Sieh dich nur um! Übrigens wissen das alles meine Nachbarn. Ich habe ihnen schon oft mit meinem Lautenspiel geholfen.“

Der Gläubiger war kein Freund harter Feldarbeit, und das Jäten war ihm ganz besonders zuwider. Deshalb sagte er: „Höre, mein Freund, laß mir die Laute! Dann brauchst du mir deine Schulden nicht zurückzuzahlen.“

Djonaha zögerte ein bißchen, dann aber willigte er ein. „Aber du darfst erst nach acht Tagen auf der Laute spielen. Tust du es vorher, so verliert sie ihre Zauberkraft.“

Der Mann nahm die Laute und lief sofort auf sein Feld. Wie sah es da aus! Alles war voll Unkraut, und die Reispflänzchen waren fast alle erstickt. Der Mann spielte den ganzen Tag über auf der Laute. Gegen Abend ging ein heftiger Regen nieder. ‚Nun ist das Unkraut durch den Regen wieder gewachsen‘, dachte der Mann. ‚Ich werde morgen noch einmal spielen.‘

Am nächsten Tage spielte er von morgens bis abends. Aber das Unkraut wucherte weiter.

Nun lief der Gläubiger nach Djonahas Feldhütte und überschüttete ihn mit Vorwürfen und Drohungen. Djonaha erwiderte: „Habe ich dir nicht gesagt, du sollst acht Tage warten? Du bist schuld, daß die Laute ihre Zauberkraft verloren hat. Welche Macht in ihren Tönen steckte, kannst du ja hier sehen.“

Dabei zeigte er auf seinen Acker, der ganz frei war von Unkraut. Natürlich verschwieg er, daß er seit Tagen vom Morgen bis zum Abend fleißig gejätet hatte. Und auch der zweite Gläubiger mußte beschämt abziehen.

Nach abermals zwei Tagen sagte Djonaha zu seiner Mutter: „Heute kommt wieder einer, der seine Schuld eintreiben will. Ich gehe auf den Acker und nehme unseren Papagei mit. Mittags lasse ich ihn fliegen; er weiß ja den Weg. Wenn er zurückkehrt, dann bringe mir Essen aufs Feld, bring aber den Papagei wieder mit!“

Als der dritte Gläubiger kam, wies ihn Djonahas Mutter nach dem Acker. Als er dort anlangte, erzählte ihm Djonaha erst eine Weile von diesem und jenem; dann meinte er: „Es muß Mittag sein. Ich spüre großen Hunger.“ Und er streichelte den Papagei und sagte: „Höre, Papchen, fliege nach Hause und bitte die Mutter, mir Essen aufs Feld zu bringen!“ Damit ließ er den Papagei fliegen.

Nach einer Weile kam die Mutter und brachte das Essen. Der Papagei saß auf ihrer Schulter.

Djonaha streichelte ihn und sagte: „Das hast du gut gemacht, wie immer!“

Der Gläubiger staunte. „Ist der Papagei so gut abgerichtet, daß er Bestellungen ausrichten kann?“ fragte er.

„Natürlich“, antwortete Djonaha. „Ich benutze ihn immer als Boten. Ich brauche keinen anderen.“

Der Gläubiger hatte keine Kinder, die ihm die Botengänge abnehmen konnten, und so bat er Djonaha um den Papagei und versprach, ihm dafür alle Schulden zu erlassen.

Djonaha ging auf den Handel ein. Der Gläubiger nahm den Papagei mit in sein Dorf. Kaum war er zu Hause angekommen, da gab er dem Vogel den Auftrag, zu seinem Freund Si Anu zu fliegen und ihn zum Abendessen zu bitten.

Der Papagei flog fort. Er wollte nach Djonahas Hütte zurück, aber er fand sie nicht, weil er in einem fremden Dorfe war. Da flog er in den Urwald, und niemand hat ihn je wieder gesehen. Und wer nicht zum Abendessen erschien, das war Si Anu.

Nun sagte sich aber Djonaha: „Die Leute werden schön böse sein auf mich. Es ist besser, ich verschwinde eine Zeitlang aus der Gegend!“ Er ging auf Wanderschaft und übte seine Streiche überall dort, wo er dumme und habgierige Menschen traf.

Noch heute sieht man am Ufer des Bah Kijat einen Felsen, an dem seltsame Gebilde und uralte, seit langem nicht mehr gebräuchliche Schriftzeichen zu sehen sind. Und man sagt: „Dies sind die Versteinerungen von Djonahas Messer und von seiner Laute. Und die Zeichen hat er selbst in den Stein geritzt. Schade, daß man die alten Buchstaben nicht mehr lesen kann!“

NACHWORT

Im 16. Jahrhundert unterwarfen Portugiesen, Spanier und Holländer Indonesien, das Land der 13 000 Inseln, ihrer Herrschaft und unterjochten die Eingeborenen. Die bürgerlichen Ausbeuter der Inseln und ihre Klasse verbreiteten natürlich auch die Meinung, erst die Europäer hätten hier „wilden“ Inselvölkern Kultur gebracht.

Diese Behauptung wird jedoch durch die Tatsache widerlegt, daß Indonesien schon eine hohe Blüte eigener Kultur erlebte, ehe es Kolonialland wurde. Sie hat ihren Ausdruck auch in der Dichtung gefunden. Es gibt eine Vielfalt alter Theaterstücke, Epen, Märchen, Fabeln und Gedichte. Die ältesten sind vor etwa 2000 Jahren entstanden. Wer sie erdacht hat, wissen wir nicht. Sie wurden später auf jalousieartig durch Schnuren miteinander verbundenen, viereckig zurechtgeschnittenen Palmblättern aufgezeichnet und überliefert. Diese sogenannten Lontarhandschriften waren durch feste Holzdeckel geschützt und gingen von Hand zu Hand. Es entstanden sogar Leihbibliotheken mit einem ziemlich ausgedehnten Verkehr. Wer an einer Geschichte Gefallen fand, schrieb sie sich ab. Meist waren es Frauen, die solche Abschriften vornahmen. Sie gingen dabei großzügig zu Werke. Was ihnen gefiel, behielten sie bei, was ihnen nicht zusagte, ließen sie weg. Dafür dichteten sie häufig Neues hinzu.

So erklären sich weit voneinander abweichende Fassungen derselben Dichtung, der oft sprunghafte Fortgang der Erzählung und das uns für die Handlung mitunter funktionslos erscheinende Auftreten von Nebenpersonen. Bei der ausgedehnten Schifffahrt der Indonesier ist außerdem nicht verwunderlich, daß sich häufig Motive finden, die auch anderwärts auftreten, Wandermotive, wie sie jede Dichtung und vor allem jede volkstümliche Dichtung aufzuweisen hat.

Die hier vorliegenden Nacherzählungen wollen den Inhalt indonesischer Dichtungen in einer Form wiedergeben, die den Leser anspricht und ihm einen ersten Eindruck vom Reichtum der alten indonesischen Literatur gibt. Wie häufig in der Volksdichtung lassen sich die einzelnen Erzählungen selten auf einen bestimmten, genau begrenzten Raum festlegen. Oft kann man nur aus Personennamen u. ä. annähernd den Ort der Handlung bestimmen. Bis zu einem gewissen Grade zuverlässig ermöglichen es Namen von Königen und Herrschern, soweit man die indonesische Geschichtsüberlieferung heranziehen kann, die zwar sehr reichhaltig, aber mitunter widerspruchsvoll ist.

Aus Bali stammt „Hi Lingga“, aus Pasûnda (Westdjawa) „Affenhaut“, aus dem Lande der Bugis auf Süd-Sulawesi (Celebes) „Indjilai“, aus den Maluku (Molukken) „Das goldene Armband“; nach Djawa gehören „Bidasari“, „Der Waisenjunge“, „Ken Tambuhan“ und „Der Marder mit dem Bart“, nach Sumatra „Wie Sangumang den König belehrte“, „Gevatter Vogel“, „Si Djonaha“ und „Der Traum“. Allgemein malaiische Themen haben „Hamat und Mamat“ und „Die undankbare Frau“.

Gerhard Kahlo

Erschienen 1958 im Prisma-Verlag, Zenner & Gürchott, Leipzig

Lizenz Nummer 359-425-15/58

1. - 7. Tausend

Alle Rechte durch den Verlag vorbehalten

Satz und Druck: Korpus Garamond-Antiqua

Buchdruckerei Oswald Schmidt KG, Leipzig

Umschlagdruck: Förster & Borries, Zwickau/Sa.

Geschenk von:

Preis:

5,80

K-Hinw.

nach

1 Leubner Photographien
1 Ote. Kz. X

b K

Bild K

/K

ig.-Stdnr.

zu:

32. 8° 2123 X

GHLK Sonder-Aufst.

Ausl.-V.

zu:

X -

73 - Jt 6358 20 155

